

# Inhalt

## Aufsätze

<i>Eva Labouvie</i> Himmelskörper – Menschenkörper – Frauenkörper. Die Ordnung des Kosmos und die Verortung der Geschlechter in den Wissenschaften des 16. bis 19. Jahrhunderts .....	1
<i>Norbert Schindler</i> Korsischer Exodus. Auf den Spuren der mediterranen Mobilität am Beispiel der Geschichte der Griechenkolonie von Cargèse.....	25
<i>Martin Baumeister</i> „Berliner Witz“ oder der Eigensinn der Großstadt.....	69
<i>Jens Wietschorke</i> „Ins Volk gehen!“ Zur kulturellen Logik der Volksfreundschaft im deutschen Bildungsbürgertum vor 1933 .....	88

## Forum

<i>Ludolf Kuchenbuch</i> Zwischen Improvisation und Text. Schriftanthropologische Erwägungen eines Jazzamateurs und Mediävisten zur Musikhistorie .....	120
<i>Jakob Tanner</i> „Das Grosse im Kleinen“: Rudolf Braun als Innovator der Geschichts- wissenschaft .....	140
<i>Johanna Rolshoven</i> Die Methodik des Lebens. Zum Tod von Utz Jeggle .....	157

## Lektüren

<i>Ann-Catherine Harders</i> Suavissima Soror. Untersuchungen zu den Bruder-Schwester-Beziehungen in der römischen Republik Beate Wagner-Hasel (Hannover).....	160
<i>Wulf D. Hund (Hg.)</i> Entfremdete Körper. Rassismus als Leichenschändung Ulrich van Heyden (Berlin).....	162

# Korsischer Exodus

## Auf den Spuren der mediterranen Mobilität am Beispiel der Geschichte der Griechenkolonie von Cargèse

von Norbert Schindler

„Korsika entgeht den Kategorisierungen. Es ist  
immer etwas und gleichzeitig das Gegenteil davon.“

(Gabriel X. Culioli)<sup>1</sup>

Das westkorsische, nur knapp 1000 Einwohner zählende ehemalige Griechenstädtchen Cargèse liegt wie ein Vogelnest in knapp 100 m Höhe auf einem Bergsporn, der den weiten Golf von Sagone im Norden begrenzt. Man hat hier nach beiden Seiten einen weiten Blick auf die zerklüftete Küstenlinie und aufs Meer hinaus, und den ganz besonderen Kontrapunkt setzen die orthodoxe Kirche und die Bauart der im 19. Jahrhundert errichteten Häuser, die noch immer ein wenig an Griechenlands Süden erinnern. Nicht nur der Club Méditerranée, sondern auch die astrophysikalisch ausgerichtete Sommerschule der Universitäten Corte und Nizza drunten in der Menasina-Bucht zehren vom internationalen Flair der Kleinstadt und verstärken es auf ihre Art und Weise. Die durchschnittliche Bevölkerungsdichte der Gemeinde beträgt 21 Personen pro qkm – das ist für mitteleuropäische Verhältnisse unfassbar wenig und bedeutet, dass im Umkreis von 20 Kilometern um die Stadt Häuser rar sind und die Macchia, eine wildwüchsige Sekundärvegetation, die der Abholzung der Wälder auf dem Fuß folgt, den Ton angibt. Und auch die Geschichte der Stadt schürft, fern der im 19. Jahrhundert so gern beliebten Naturgeschichte, ein bisschen tiefer.<sup>2</sup>

### 1. Der griechische Rückzugsraum der Mani

Die Geschichte dieser westkorsischen Kleinstadt beginnt nicht auf Korsika und auch nicht in Frankreich oder Italien, wie man vermuten würde, sondern auf der Mani, der mittleren Halbinsel der südlichen Peloponnes, einer der abgelegensten Regionen Griechenlands, an deren Südspitze, den von tosenden Wassern umbrauten schwarzen Felsen des Kaps Matapan, dem nach Gibraltar zweitsüdlichsten Ort Europas,

---

1 *Gabriel Xavier Culioli*, Zwischen Fatalismus und Widerstand, Unterordnung und Unabhängigkeit. Korsika, gefangen in seiner Geschichte, in: *Le Monde diplomatique*, deutsche Ausgabe, Nr. 4693 vom 11.8.1995, 18f.

2 Für Hinweise und Bilddokumente danke ich Lucie Mattei-Perrier (Cargèse) und Silvia Nitsche-Martens (Hamburg).

# Korsischer Exodus

## Auf den Spuren der mediterranen Mobilität am Beispiel der Geschichte der Griechenkolonie von Cargèse

von Norbert Schindler

„Korsika entgeht den Kategorisierungen. Es ist  
immer etwas und gleichzeitig das Gegenteil davon.“

(Gabriel X. Culioli)<sup>1</sup>

Das westkorsische, nur knapp 1000 Einwohner zählende ehemalige Griechenstädtchen Cargèse liegt wie ein Vogelnest in knapp 100 m Höhe auf einem Bergsporn, der den weiten Golf von Sagone im Norden begrenzt. Man hat hier nach beiden Seiten einen weiten Blick auf die zerklüftete Küstenlinie und aufs Meer hinaus, und den ganz besonderen Kontrapunkt setzen die orthodoxe Kirche und die Bauart der im 19. Jahrhundert errichteten Häuser, die noch immer ein wenig an Griechenlands Süden erinnern. Nicht nur der Club Méditerranée, sondern auch die astrophysikalisch ausgerichtete Sommerschule der Universitäten Corte und Nizza drunten in der Menasina-Bucht zehren vom internationalen Flair der Kleinstadt und verstärken es auf ihre Art und Weise. Die durchschnittliche Bevölkerungsdichte der Gemeinde beträgt 21 Personen pro qkm – das ist für mitteleuropäische Verhältnisse unfassbar wenig und bedeutet, dass im Umkreis von 20 Kilometern um die Stadt Häuser rar sind und die Macchia, eine wildwüchsige Sekundärvegetation, die der Abholzung der Wälder auf dem Fuß folgt, den Ton angibt. Und auch die Geschichte der Stadt schürft, fern der im 19. Jahrhundert so gern beliebten Naturgeschichte, ein bisschen tiefer.<sup>2</sup>

### 1. Der griechische Rückzugsraum der Mani

Die Geschichte dieser westkorsischen Kleinstadt beginnt nicht auf Korsika und auch nicht in Frankreich oder Italien, wie man vermuten würde, sondern auf der Mani, der mittleren Halbinsel der südlichen Peloponnes, einer der abgelegensten Regionen Griechenlands, an deren Südspitze, den von tosenden Wassern umbrauten schwarzen Felsen des Kaps Matapan, dem nach Gibraltar zweitsüdlichsten Ort Europas,

---

1 *Gabriel Xavier Culioli*, Zwischen Fatalismus und Widerstand, Unterordnung und Unabhängigkeit. Korsika, gefangen in seiner Geschichte, in: *Le Monde diplomatique*, deutsche Ausgabe, Nr. 4693 vom 11.8.1995, 18f.

2 Für Hinweise und Bilddokumente danke ich Lucie Mattei-Perrier (Cargèse) und Silvia Nitsche-Martens (Hamburg).

die griechische Mythologie den Eingang zum Hades vermutete.<sup>3</sup> Sie ist ein Exempel mediterraner Geschichte und Mobilität, wie es Fernand Braudel als der Pionier der Mittelmeergeschichte zu schreiben suchte.<sup>4</sup> Die karge Halbinsel, die im Norden durch das 2400 m hohe Taygetos-Gebirge abgeriegelt wird und über deren kahle Hänge im Winter die berühmtesten Stürme der Ägäis peitschen, gibt zwar landwirtschaftlich kaum etwas her, aber sie war von jeher ein idealer Rückzugsraum, eine Art natürlicher Festung, die man für den Notfall in seinem Rücken wusste. Schon die Spartaner hatten diesen unwirtlichen Rückraum in der Antike strategisch zu nutzen verstanden (Gythion war ihr wichtigster, im Peloponnesischen Krieg hart umkämpfter Seehafen<sup>5</sup>), und so kam es, dass die Manioten sich stolz als ihre Nachfahren deklarierten, obwohl sie in Wirklichkeit aus allen bedrängten Ecken und Winkeln der Ägäis und Kleinasien zusammengewürfelt waren. Die Halbinsel gliedert sich in die Messenien zugehörnde Äußere Mani, die noch einen gewissen bäuerlichen Anstrich besaß,<sup>6</sup> und die felsige Trutzburg der Inneren Mani, eine Mondlandschaft, auf der ein archaisch anmutender Feudalismus vorherrschte. Je weiter man auf ihr in der frühen Neuzeit nach Süden vordrang, desto seltsamer wurden die sozialen Verhältnisse. Die herbe Mani war in der griechischen Geschichte stets auch ein gelebter Anachronismus, der seine eigenen Legenden entwickelte – das macht die Einschätzung der von ihr ausgehenden historischen Wirkkräfte so schwer. In der Tat ist sie, erst seit dem 9. Jahrhundert endgültig christianisiert, niemals zur Gänze von einer fremden Macht erobert worden; sie sei also ury Griechisches Terrain. So zumindest behauptet es die nationalgriechische Entstehungslegende des 19. Jahrhunderts, und sie unterschlägt damit die Slaweneinwanderungen der Völkerwanderungszeit, etwa die Rolle der aus dem bulgarischen Raum zugewanderten Melingi, die seit dem 6./7. Jahrhundert an den Westhängen des Taygetos siedelten und über die Jahrhunderte hinweg nur mühsam assimiliert werden konnten, oder auch die kontinuierliche Zu-

3 Die wichtigste Quelle zur Geschichte der korsischen Griechen und ihrer Wanderungsbewegungen ist die fünfbandige, 1997–2006 in den „Études Laconiennes“ erschienene Chronik von Michel Stephanopoli, eines Nachfahren der Anführer des Emigrantenclangs, die eine historisch ebenso seriöse wie umfassende Aufarbeitung aller verfügbaren Archivquellen, insbesondere aus dem Nationalarchiv in Aix-en-Provence und dem Archivio di Stato in Genua, aber auch – für die wissenschaftliche Öffentlichkeit besonders wertvoll – aus den privaten Aufzeichnungen und Tagebüchern der eigenen Familienarchive bietet: *Michel Stephanopoli de Commène, Histoire des Grecs-Maniotes en Corse*, Bd. 1: Paomia, Mars 1676–Avril 1731, Athen 1997; *ders.*, *Histoire des Grecs-Maniotes en Corse*, Bd. 2: Ajaccio 1731–1775, Athen 2000 (im folgenden zit. als: Stephanopoli, Ajaccio); *ders.*, *Histoire des Grecs-Maniotes en Corse*, Bd. 3: Cargèse 1776–1894, Athen 2002 (im folg. zit. als: Stephanopoli, Cargèse); *ders.*, *Sidi Merouan. Un village Greco-Corse en Algérie, 1874–1962*, Athen 2003; *ders./Stephanie Manceau, La Saga des Maniotes du Magne en Corse. Traditions-Histoire-Événements*, Athen 2006 (im folg. zit. als: Stephanopoli/Manceau, *Saga des Maniotes*).

4 *Fernand Braudel, Das Mittelmeer und die mediterrane Welt in der Epoche Philipps II.*, 3 Bde., Frankfurt a. M. 1990, bes. Bd. 1, 214–240. Vgl. auch: *Lutz Raphael, Fernand Braudel (1902–1985)*, in: *ders.* (Hg.), *Klassiker der Geschichtswissenschaft*, Bd. 2: Von Fernand Braudel bis Natalie Z. Davis, München 2006, 45–62; *Wolf Lepenies, Fernand Braudel und die Wege ans Mittelmeer*, in: *Welt online* vom 5.8.2008.

5 *Peter Greenhalgh/Edward Eliopoulos, Mani. Reise zur Südspitze Griechenlands*, München 1988, 18.

6 Vgl. *Peter Hartleb, Die Messenische Mani. Eine Studie zum Wandel in der Peripherie Griechenlands*, Berlin 1989.

wanderung christlich-albanischer Agrarkolonisten und Schafzüchter aus dem nördlichen Epirus seit dem Spätmittelalter.<sup>7</sup> Neuere Regionalstudien zeigen überdies die relativ hohe Mobilität der griechischen Landbevölkerung im unmittelbaren Umfeld der Mani, also etwa auf der messenischen Nachbarhalbinsel, die langfristig sogar ein gewisses „ethos of mobility and impermanence of residence“ hervorgebracht habe.<sup>8</sup> Zudem fanden viele Kreter nach der türkischen Eroberung ihrer Insel hier Zuflucht. Ohne diese Außeneinflüsse und die dadurch generierten besonderen Mischungsverhältnisse der Mikroregion wäre der moderne politische Mythos der Mani als Rückzugsraum, wie er erst unter der Türkenherrschaft der frühen Neuzeit entstand, wohl kaum denkbar. Jedenfalls ist die Übervölkerung, Verstädterung und Militarisierung der Manidörfer ein verhältnismäßig junges Phänomen, das seine eigene Brisanz entwickelte. Ihre frühneuzeitliche Geschichte ist eine Orgie von Krieg, Gewalt und Auflehnung gegen die osmanische Fremdherrschaft, und in der Zeit des griechischen Befreiungskampfs gegen die Türken und des Philhellenismus (um 1830) war sie als notorisches Widerstandsnest, ja als traditionelles Rückgrat des griechischen Patriotismus erneut in aller Munde.<sup>9</sup> Als das Osmanische Reich expandierte und unmittelbar nach der Eroberung von Byzanz 1460 auch die peloponnesische Metropole Mistra an die Türken fiel, flohen wieder einmal zahlreiche Familien, die nicht unter dem Halbmond leben wollten, über die Berge ins alte Refugium der Mani. Im ersten türkisch-venezianischen Krieg (1463–79) kämpften die Manioten und ihre peloponnesischen Verbündeten auf seiten der Seerepublik, und als sich Venedig schließlich aus der Region zurückzog, nahmen die Türken an den griechischen Auf-

7 *Dimos N. Mexis*, Mani and the Maniates, ins Englische übersetzt von John Antonakos, Bloomington/Ind. 2006 [griech. Athen 1977], 123–157 u. 172–190; *Konstantin Jirecek*, Albanien in der Vergangenheit, in: *Illyrisch-albanische Forschungen*, München – Leipzig 1916, 79.

8 *Hamish Forbes*, Early Modern Greece: Liquid Landscapes and Fluid Populations, in: *Siriol Davies/Jack L. Davis* (Hg.), *Between Venice and Istanbul. Colonial landscapes in early modern Greece*, Athen 2007, 111–135, Zit. 132. Vgl. auch: *Alexis Malliaris*, Population Exchange and Integration of Immigrant Communities in the Venetian Morea, 1687–1715, in: ebd., 97–109.

9 Über die Mani gibt es im Deutschen zwar einige Reisebücher (*Helmut Loos*, Griechenland – Durch die wilde Mani, Graz 2004; *Greenhalgh/Eliopoulos*, Mani, bes. 13–55 (engl. EA: Deep into Mani. Journey to the Southern Tip of Greece, London 1985)), auch eine geographische Dissertation (*Wolf-Dietrich Mengel*, Die Mani, eine unterentwickelte Region im südlichen Griechenland, Diss. phil. (masch.) Göttingen 1982), aber kaum verlässliche historische Darstellungen. Eine bemerkenswerte Ausnahme bildet die Abhandlung „Von den Sitten und Gewohnheiten der Maina“ des Rechtshistorikers und Staatsmanns Georg von Maurer, der dem bayerischen Expeditionskorps um den Griechenkönig Otto von Wittelsbach von 1832 angehörte (*Georg Ludwig von Maurer*, Das griechische Volk in öffentlicher, kirchlicher und privatrechtlicher Beziehung vor und nach dem Freiheitskampfe bis zum 31. Juli 1834, Bd.1, Heidelberg 1835, 175–212). Der – auch historisch – materialreichste Reisebericht und zugleich eine wichtige Insider-Quelle ist nach wie vor: *Patrick Leigh Fermor*, Mani. Reise ins unentdeckte Griechenland, Salzburg 1974 [engl. London 1958], wengleich der Autor die legendenhaften Ausschmückungen der einheimischen Erzähler oft unkritisch übernimmt. – Einen Schlüssel zur maniotischen Geschichte jenseits der nationalistischen Verengungen bietet die Website von John Chapman (University of Hertfordshire, UK), die nicht nur einen mehr als 50-seitigen Überblick über die Geschichte der Mani mit Schwerpunkt auf der Zeit der Türkenherrschaft (zit. im folg.: Chapman, Turkokratia), sondern auch Ansätze zur Lokalhistorie (z. B. ders., Itylo) und eine ausführliche Bibliographie der Kulturgeschichte der Halbinsel enthält. (<http://www.zorbas.de/maniguide.html>). Als instruktiver Bildband, der die Mani und die Lebensweise ihrer Bewohner noch vor ihrer modernen Überformung zeigt: *Yannis Vurlitis*, Picture Bible of Mani, Areopoli 2004.

ständischen blutige Rache, und so ergoss sich ein neuer Flüchtlingsstrom über den Taygetos. Man muss freilich das religionspolitische Verfolgungs-Argument, das die Flüchtlinge gerne für sich ins Feld führten, von vornherein angemessen relativieren: Die Expansion der osmanischen Militärmonarchie bedeutete für die Balkanhalbinsel seit der Mitte des 16. Jahrhunderts weniger eine Islamisierungsstrategie als vielmehr die Errichtung einer hegemonialen Ordnungsmacht,<sup>10</sup> d. h. einen analogen Verstaatlichungsschub, wie ihn die mitteleuropäischen Territorien zur selben Zeit auch erlebten.<sup>11</sup> Mit dem rivalisierenden Habsburgerreich hatte das Osmanenreich mindestens zwei Strukturelemente gemeinsam, nämlich dass es eine überdimensionale Landmacht mit z. T. erstaunlichen Schwächen zur See war,<sup>12</sup> die einfach viel zu groß war, um militärisch ernsthaft gefährdet werden zu können. Die zweite Ähnlichkeit bestand darin, dass es sich um eine Konglomeratstaatlichkeit mit ausgeprägten internen Interessengegensätzen und Spannungen handelte, in der tiefe innere Krisen und militärische Wiedererstarkeperioden beständig abwechselten<sup>13</sup> und die durchaus Spielraum für andere Interessen bot. Die griechischen Großkaufleute in Konstantinopel etwa, die sog. Fanarioten, führten ihre Fernhandelsgeschäfte ungehindert fort, ja sie profitierten davon, dass durch die Oberherrschaft der Hohen Pforte die italienischen Handelskonkurrenten zurückgedrängt wurden und ihnen der lukrative Schwarzmeerhandel nun verschlossen war. Griechisch war neben dem Italienischen weiterhin die herrschende Handelsprache im östlichen Mittelmeerraum, und die Griechen blieben auch unter der osmanischen Herrschaft in der Außenwahrnehmung geradezu ein Synonym für den mediterranen Freihandel.<sup>14</sup>

Bedroht hingegen mussten sich durch den osmanischen Vormarsch auf dem griechischen Festland und den ägäischen Inseln vornehmlich jene einheimischen feudalen Kräfte fühlen, die nach dem Zerfall des byzantinischen Reiches in zahlreiche Despotate lediglich ein loses vorstaatliches Machtnetzwerk über die griechische Hemisphäre geworfen hatten und in der Ausübung ihrer lokalen Herrschaft kräftig in die eigene Tasche wirtschafteten. Ihnen drohte der türkische Militärstaat nun einen Strich durch die Rechnung zu machen. So in etwa ließe sich der Filter beschreiben, durch den hindurch sich die maniotische Exilgesellschaft im 16./17. Jahrhundert konstituierte. Es waren nicht gerade vorwärtstreibende Kräfte, die sich in der Abgeschiedenheit des äußersten Südens Europas versammelten, sondern eher abgetakelte

10 Die orthodoxe Kirche wurde vom osmanischen Staat anerkannt, Konversionen zum Islam erfolgten wegen steuerlicher und rechtlicher Vorteile sowie besserer Aufstiegschancen überwiegend auf freiwilliger Basis (*Suraya Faroqi*, Geschichte des Osmanischen Reiches, München 2000, 48–51).

11 *Wolfgang Reinhard*, Geschichte der Staatsgewalt. Eine vergleichende Verfassungsgeschichte Europas von den Anfängen bis zur Gegenwart, München 1999, bes. 125f. u. 305f.

12 *Friedrich-Karl Kienitz*, Das Mittelmeer. Schauplatz der Weltgeschichte von den frühen Hochkulturen bis ins 20. Jahrhundert, München 1976, 214–222.

13 Knapper politischer Überblick bei: *Herbert Jansky*, Osmanen Herrschaft in Südosteuropa von 1648 bis 1789, in: Theodor Schieder (Hg.), Handbuch der europäischen Geschichte, Bd. 4, Stuttgart 1968, 753–776.

14 *Ioannis Zelepos*, Griechische Händler und Fanarioten in Süd- und Südosteuropa von der Frühen Neuzeit bis zum 19. Jahrhundert, in: Klaus J. Bade u. a. (Hg.), Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Paderborn – München – Wien – Zürich 2007, 615–617; *von Maurer*, Das griechische Volk, Bd. 1, 18–20.

Adelige und Kleindespoten mit ihrem Gefolge, Beamte, denen ihr Administrationsbereich abhanden gekommen war, Söldner (*stratioti*), die ihr kriegerisches Potential an jedermann, vornehmlich aber an den Dogen von Venedig verkauften, oder auch kleptische Sozialbanditen, die sich vor den Besatzern in die Berge zurückzogen, zunehmend ein räuberisches Eigenleben entwickelten und sich auf der Mani vor der Strafverfolgung sicher wussten.<sup>15</sup> Sie bildeten dort in dieser schwer genießbaren Durchmischung eine exilkriegerische Gesellschaft aus, die mit ihren Waffen weitaus besser umzugehen verstand als mit Pflug und Besen. Zu Lande eher professionelle Schlägertrupps als Bauern, waren sie – auf der Mani gab es ja kaum Straßen; die Lebensmittelversorgung von außen erfolgte zur See und später auch qua Hausierhandel auf Maultierpfaden – in erster Linie kampferprobte Seefahrer, deren Hauptgeschäft der Seetransport und der Krieg war. Nach der Niederlage der Türken bei Lepanto 1571 begann auf der Mani eine Serie von Aufständen wider die Besatzer, die sich im 17. Jahrhundert noch intensivierten und von Greuelthaten ebenso wie von gewissen Wunschträumen einer Wiedererrichtung des byzantinischen Reichs begleitet war. Als die Türken 1644 gegen den venezianischen Admiral Francesco Morosini den Seekrieg um Kreta eröffneten, das als letzter großer Stützpunkt für den italienischen Levantehandel ebenso unverzichtbar war wie für die Getreideversorgung der osmanischen Flotte,<sup>16</sup> sprangen ihm die Manioten als Verbündete bei und fügten der schwerfälligen türkischen Galeerenflotte mit ihren Kaperschiffen einige empfindliche Niederlagen zu.<sup>17</sup> 14 Jahre später eroberten sie unter seiner Führung Kalamata zurück. 1685 gelang es ihnen gar, die verhassten osmanischen Festungen auf der Äußeren Mani zu stürmen und die Türken auf der Peloponnes weit zurückzudrängen. Genützt hat das am Ende freilich alles nicht, weil ihr wichtigster, wenngleich wenig beliebter Bündnispartner, die venezianische Seerepublik, den Höhepunkt ihrer Kolonialmacht im östlichen Mittelmeer längst überschritten hatte und nicht mehr über die wirtschaftlichen und militärischen Mittel verfügte, um dem osmanischen Großreich vor dessen eigener Haustür Paroli zu bieten.<sup>18</sup>

Mit dem wechselvollen Seekriegsgeschäft nahtlos verbunden waren andere, weniger angesehene, aber durchaus geläufige Geschäftspraktiken, die diese Seeunternehmungen erst lukrativ machten, nämlich Piraterie und der Sklavenhandel mit der Levante. Da man nur durch die Plünderung der Küstenregionen und Inseln und die Verschleppung gekapeter Schiffsbesatzungen und -passagiere in entsprechendem Ausmaß an die begehrte Ware Mensch gelangen konnte, gehörten Piratentum und Sklavenhandel im Mittelmeerraum seit dem Mittelalter untrennbar zusammen und

<sup>15</sup> John C. Alexander, *Brigandage and Public Order in the Morea 1685–1806*, Athen 1985.

<sup>16</sup> Allaire B. Stallsmith, *One Colony, Two Mother Cities: Cretan Agriculture under Venetian and Ottoman Rule*, in: Davies/Davis (Hg.), *Between Venice and Istanbul, 151–171*. Die ökonomischen Kontinuitäten Kretas im Wechsel von venezianischer und osmanischer Herrschaft betont auch: Molly Greene, *A Shared World. Christians and Muslims in the early modern Mediterranean*, Princeton 2000.

<sup>17</sup> Jansky, *Osmanenherrschaft in Südosteuropa*, 754f. u. 757f.

<sup>18</sup> Gerhard Rösch, *Venedig. Geschichte einer Seerepublik*, Stuttgart – Berlin – Köln 2000, 155–172; Chapman, *Turkokratia*, 13. Einen knappen Überblick über die gewaltgeschüttelte Geschichte der Mani bieten die Artikel „Maniots“ (<http://www.mlahanas.de/Greece/History/Maniots.html>) und „Mani“ (<http://members.fortunecity.com/fstavl/1821/fort1821/mani.html>).

bildeten die Geißel aller Küstenanrainer des *mare nostrum*. Diese dunkle Kehrseite der europäischen Zivilisation prägte die gesamte mediterrane Lebensweise (die weitverbreitete Höhensiedlungsweise etwa war auch eine Reaktion auf diese permanente Bedrohung<sup>19</sup>) und konnte erst durch die Militärapparate der Nationalstaaten des 19. Jahrhunderts wirkungsvoll bekämpft werden.<sup>20</sup> Im 16. Jahrhundert avancierte die Versklavung der Glaubensfeinde im Kampf zwischen Spanien und dem Osmanischen Reich um die Vorherrschaft im Mittelmeer zu einer gezielten politischen Demütigungsstrategie. Die Hauptrekrutierungsgebiete des organisierten Menschenraubs, der auf ziemlich unorthodoxen, aber wegen der damit verbundenen hohen Profite effizient ineinandergreifenden Netzwerken beruhte,<sup>21</sup> verlagerten sich nun immer mehr ins östliche Mittelmeer, auf den Balkan und in den Schwarzmeerraum.<sup>22</sup> Andererseits war die Piraterie auch ein Krisen- und Rezessionsphänomen, das mit der Verlagerung der Handelswege in den Atlantik im Mittelmeerraum noch einmal Aufwind erhielt.<sup>23</sup> In der Ägäis sorgte die Seekonkurrenz der westlichen Mächte untereinander und mit dem Osmanischen Reich für zunehmend wechselvolle, ja anarchische Zustände, die der lokalen Piraterie einen idealen Nährboden boten und häufig genug weder Feinde noch Freunde kannten.<sup>24</sup> Im Klartext heißt das: Die Manioten betrieben – wie viele andere auf dem Balkan auch, deren Überlebensräume zunehmend eng geworden waren – nicht nur Seekrieg, sondern auch Seeräuberei und Menschenhandel. lauerten mit ihren kleinen, wendigen Schiffen den venezianischen und türkischen Sklaventransporten auf, die an ihrer Küste vorbei nach Ägypten unterwegs waren und erpressten Wegegeld von ihnen, wenn sie nicht gekapert werden wollten. Auch der chronische Holzangel und die Knappheit agrarisch kultivierbarer Böden auf ihrer kahlen Halbinsel zwangen sie immer wieder aufs Meer hinaus. Der Mani-Kenner Patrick Leigh Fermor beschrieb ihre seeräuberischen Interventionen in den Sklavenhandel so: „Die Manioten überfielen [...] die Inseln und die türkischen Dörfer, griffen Gefangene auf – sie spezialisierten sich auf Türken

19 Hartmut Lücke, Ostkorsika. Untersuchungen zum Kulturlandschaftswandel einer insularen Region, Mainz 1976, 74–79.

20 John L. Anderson, Piracy and World Economy: An Economic Perspective on Maritime Predation, in: Richard Pennell (Hg.), Bandits at Sea. A Pirates Reader, New York 2001, 82; Peter Earle, Pirate Wars, London 2003. Stark unterbelichtet bleibt dieser Aspekt bei: Michel Mollat du Jourdin, Europa und das Meer, München 1993, 218f.

21 Wolfgang Kaiser, Why not I? Gewaltökonomie im Mittelmeerraum in der frühen Neuzeit, in: Valentin Groebner u. a. (Hg.), Kriegswirtschaft und Wirtschaftskriege. Economie de guerre et guerres économiques, Zürich 2008, 39–50. Nicht mehr einsehen konnte ich die Aufsatzsammlung: *ders.*, Le commerce des captifs. Les intermédiaires dans l'échange et le rachat des prisonniers en Méditerranée, XV-XVIII. siècle, Rom 2008.

22 Robert Davis, The Geography of Slaving in the Early Modern Mediterranean, 1500–1800, in: Journal of Medieval and Early Modern Studies 37 (2007), 57–74; Charles Verlinden, L'esclavage dans l'Europe médiévale, 2 Bde., Brügge – Gent 1955/1977.

23 Goncal López Nadal, Corsairing as a Commercial System. The Edge of Legitimate Trade, in: Pennell (Hg.), Bandits at Sea, 128.

24 Nur ein Beispiel: Die Kykladeninsel Amorgos, im 16. Jahrhundert berühmt für ihre beherrzte Seeräuberabwehr, entdeckte im Zuge dieser Auseinandersetzungen die Vorzüge der illegalen Geschäfte und mutierte schließlich selbst zum Piratenstützpunkt (Apostolos E. Vacatopoulos, The Greek Nation, 1453–1669. The Cultural Background of Modern Greek Society, New Brunswick N.J. 1976, 70–99, 86; Davis, Geography of Slaving, 69).



und die katholischen Franco-Levantiner der Kykladen – und verkauften sie an die venezianischen Händler von Methoni und Koroni auf der messenischen Halbinsel. Wenn die venezianischen Sklavengaleeren anlegten, versuchten miteinander gerade in Fehde liegende Manioten sogar, Angehörigen der anderen Seite, auch Frauen, aufzulauern, um sie einzufangen und als Sklaven zu verkaufen; auf diese angenehme Weise wurde man feindliche Nachbarn los, schaffte sich den Rächer vom Hals und steckte noch ehrlich verdiente Zechinen ein. Ihre Schiffe lauerten türkischen und venezianischen Konvois zwischen Kreta und Kap Matapan auf, und da sie sich nicht mit dem Gros einlassen konnten, nahmen sie sich vereinzelt Nachzügler vor, enterten sie oder jagten sie auf die Felsen.<sup>25</sup> Die zahlreichen Höhlen und Grotten an der Steilküste der Mani dienten als Versteck für die Beute der aufgebrachten Schiffe, und die Popen segneten die Kaperfahrten treuherzig ab. Als Oberschicht bildete sich allmählich eine kriegerische Pseudoaristokratie, „a species of wild oligarchy“<sup>26</sup> heraus, die das einheimische Landvolk überschichtete, ein Clan-Regiment von Haudegen, das sich durch eine orientalisch anmutende Kleiderpracht, einen martialischen Habitus und die Vielzahl der am Gürtel zur Schau gestellten Waffen von seinen Hintertassen zu unterscheiden trachtete – und sich gegenseitig aufs heftigste beföhnete. Die auffälligste Waffe, ja geradezu das Statusabzeichen dieser selbsternannten Paladine war der Jatagan, ein Nahkampfmesser mit Elfenbeingriff und einer dünnen, wie eine Flamme geschwungenen Klinge, die am Ende wieder in einer geraden Spitze zuläuft – und beim Gebrauch besonders hässliche Fleischwunden hinterlässt. Eine sozialmoralisch extrem konservative Gesellschaft von Flüchtlingen, Soldkriegerern, Glücksrittern und Hasardeuren mit ihrem Anhang also, die eine fragile Nischenexistenz fristete. Die aus allen Himmelsrichtungen zusammengelaufene und auf engstem Raum zusammengepferchte Kriegergesellschaft im Inneren zu befrieden, war angesichts der fehlenden Staatlichkeit aussichtslos. Da die strengen familialen Ehrbegriffe, denen sie unterworfen war, die Rivalitäten im Inneren zusätzlich schürten und dem Fehdewesen und blutigen Vendetten breiten Raum gaben, wurde die Mani nun berühmt für ihre Klagelieder,<sup>27</sup> und ihre Siedlungen glichen selbst bald Festungen, Ansammlungen von dräuenden Wehrtürmen auf engstem Raum, deren Grundbesitz von undurchdringlichen Kakteenmauern geschützt war – eine ebenso späte wie grobe Natursteinvariante von San Gimignano, wenn man so will.<sup>28</sup> Erste Reiseberichte differenzieren unser Bild. Der britische Artillerieoffizier William M. Leake, der die Mani mit einem Militärkommando im April 1805 bereiste, gab immerhin zwei bedenkenswerte Hinweise zur Charakterisierung und Relativierung der Besonderheiten ihrer vermeintlich so selbstzerstörerischen Kultur. Er erklärte die Übervölkerung

25 *Fermor*, Mani, 160f.

26 *William Gell*, *Narrative of a Journey in the Morea*, London 1823, 267.

27 *Nadia C. Seremetakis*, *The Last Word. Women, Death, and Divination in Inner Mani*, Chicago 1991; *Mexis*, Mani and the Maniates, 377–448; *Greenhalgh/Eliopoulos*, Mani, 49–55; *Gail Holst-Warhaft*, *Dangerous Voices. Women's Laments and Greek Literature*, London 1992, 40–97; *Georges Canacakis*, *Trauerverarbeitung im Trauerritual und leib-seelisches Befinden. Psychologische Felduntersuchung zur psychohygienischen Wirksamkeit der Totenklagen (Moiroloja) in Mani, Griechenland*, Diss. phil. Universität Essen-GHS 1982.

28 Zur – im Detail nach wie vor umstrittenen – Geschichte dieser Turmhäuser vgl. etwa die architekturhistorisch-kulturanthropologische Arbeit von *Yiannis Saitas*, Mani, Athen 1992.

der Mani mit dem gesunden Klima der Mikroregion, in der es keine Seuchen gäbe und die durchschnittliche Lebenserwartung erheblich höher liege, und er wies – hier ganz effizienzbewusster moderner Militär – darauf hin, dass die maniotischen Blutrachefehden sich zwar oft über Jahre, ja Jahrzehnte hinzogen, aber aufgrund ihrer hochgradigen Ritualisierung eher Waffenübungen seien und einer gewissen Tendenz zum Theaterdonner folgten, die die Zahl der Opfer in Grenzen hielt.<sup>29</sup> Wie unsicher die Verhältnisse dennoch waren, belegen die Aufzeichnungen von William Gell, damals Sekretär der englischen Botschaft in Konstantinopel, der die Mani fast zur gleichen Zeit bereiste. Als die Engländer den griechischen Statthalter Antonbey Grigorakis im Kastell von Kitries um ein Sendschreiben für ihre Weiterreise in die Innere Mani baten, lehnte er das mit der Begründung ab, er habe dort selbst so viele Feinde, dass ihnen seine Empfehlung womöglich zum Verhängnis werden könnte.<sup>30</sup> Kakavoulia, Land des bösen Rats nannten die Nachbarn die Innere Mani, und sie erzählten sich, der fruchtbare Boden sei dort so knapp, dass die Bewohner sich gegenseitig die Erde von den steinigten Feldern stehlen.<sup>31</sup> Ihre unterbäuerlichen Bewohner mussten sich regelmäßig als Erntehelfer im ungleich fruchtbareren Messenien oder im fernen Zakynthos verdingen, um über den nächsten Winter zu kommen.<sup>32</sup> Alles in allem keine sonderlich gemütliche Gesellschaft, aber immerhin eine, die für ihren Exodus nach Korsika, wo es zwar etwas bäuerlicher, aber ähnlich anarchisch-hochfahrend zuging,<sup>33</sup> bestens präpariert war.

## 2. Die Flucht von der Mani

Die Hafen- und Bischofsstadt Vitylo (oder Oitylos, wie sie in der Ilias genannt wurde<sup>34</sup>) mit ihren ca. 250 Häusern<sup>35</sup> und schätzungsweise 4–5000 Einwohnern lag 60 km südöstlich von Kalamata auf einem steil zum Meer hin abbrechenden Vorgebirgssockel über dem gleichnamigen Golf am Eingang zu Inneren Mani, dort also, wo die südlichen Ausläufer des Pentadaktylos die Küste berühren und Lakonien und Messenien voneinander trennen – eine strategische Schlüsselstelle zu Lande wie zu Wasser, die den Ort gleichsam von selbst zur Hauptstadt der Mani machte (Abb. 1).<sup>36</sup> Die fjordartige Bucht war schon in byzantinischer Zeit ein bedeutender Flottenstützpunkt, der mehrere hundert Schiffe aufnehmen konnte, und als das Reich zerfallen war, erwies sie sich aufgrund ihrer geographischen Lage zwischen dem ionischen und ägäischen Meer und der schmalen, riffbestückten Fahrrinne

29 *Greenhalgh/Eliopoulos*, Mani, 46f.

30 *Gell*, Narrative of a Journey in the Morea, 266.

31 *Chapman*, Deep Mani.

32 *Mexis*, Mani and the Maniates, 238.

33 Zum korsischen Fehdewesen: *Stephen Wilson*, Feuding, conflict and banditry in nineteenth-century Corsica, Cambridge 1988.

34 In der Aufzählung von Agamemnons Heerschaaren für den Trojanischen Krieg heißt es bei den von seinem Bruder Menelaos angeführten lakedämonischen Verbänden: „Auch die Laas gebaut und Oitylos' Auen bestellet.“ (2. Gesang, Vers 585).

35 *William Martin Leake*, Travels in the Morea, Bd.1, hg. von John Murray, London 1830, 313.

36 *Greenhalgh/Eliopoulos*, Mani, 77–81.



Abb. 1: Bucht von Vitylo (Foto: Silvia Nitsche-Martens, mit freundlicher Genehmigung der Verf. ihrer Mani-Website „<http://www.matapan.de/itylon/itylon.htm>“ entnommen)

als idealer Schlupfwinkel der Küstenpiraterie. Die Zeitgenossen nannten Vitylo ironisch „Grand Algiers“ wegen des florierenden Sklavenhandels,<sup>37</sup> und auch bei den europäischen Reisepionieren des 17./18. Jahrhunderts stand es aufgrund seiner skrupellosen Zwischenhandelspraxis, gefangene Muslime an die christliche Welt und ebenso gewinnbringend Christen an die Moslems zu verscherbeln, in denkbar schlechtem Ruf.<sup>38</sup> Der englische Adelige John B. S. Morritt of Rokeby, der wohl als erster Bildungsreisender im Rahmen seiner Grand Tour 1795 die Mani auf dem Landweg durchquerte und dabei auch Vitylo besuchte, sprach davon, dass „their name is a terror to the whole country“, insbesondere für die Türken, die sich bemühten, ihre Furcht vor diesen kriegerischen Wilden durch Abscheu zu kaschieren.<sup>39</sup> Gell hielt sie für „the most barbarous and piratical (natives) of the Mediterranean coast“.<sup>40</sup> Nicht minder illusionslos beurteilte ein am Hof des Statthalters Zanetbey Grigorakis (1784–98) entstandenes Landschaftsgedicht über die Mani, ihre Orte und Sitten,<sup>41</sup> das Leake bei einem Geistlichen aus dem Gefolge des Bischofs von

37 John Chapman, *Itlyo*, 2 (<http://www.zorbas.de/maniguide/itilo.html>): *Greenhalgh/Eliopoulos*, Mani, 79.

38 *Bernard Randolph*, *The Present State of the Morea ...*, London 1686.

39 *John B. S. Morritt*, *The Letters of J. B. S. Morritt of Rokeby: Descriptive of Journeys in Europe and Asia Minor in the Years 1794–96*, hg. von George E. Marindin, London 1914, 198f.

40 *Gell*, *Narrative of a Journey in the Morea*, 265.

41 Das Gedicht „Die Geschichte ganz Manis, seine Bräuche, Dörfer und Erzeugnisse“, als literarisches Schriftdokument ein Rarissimum in der mündlichen Überlieferung der Halbinsel, wurde gegen Ende des 18. Jahrhunderts von Nikitas Niphakos (1748–1818) verfasst und kursiert seither in diversen Abschriften (erste deutsche Übersetzung: von *Maurer*, *Das griechische Volk*,

Mistra exzerpierte, die Anrainer der Bucht von Vitylo. Sie seien „in appearance merchants, but secretly pirates“. Der Teufel sei ihr einziger Gefährte. „May the blast and the drought take them all.“<sup>42</sup>

Dennoch dürfen wir uns diesen moralischen Verdikten nicht einfach überlassen, sondern müssen daran erinnern, dass im gesamten frühneuzeitlichen Mittelmeerraum die Grenzen zwischen Piraterie, mehr oder weniger staatlich lizenziertem Freibeutertum und offiziellem Seehandel fließend blieben.<sup>43</sup> Die offene See blieb trotz aller humanistischen Bemühungen um Seerechtskonventionen ein Jagdrevier, in dem das Gesetz des Stärkeren galt. Als das Mittelmeer seit dem 16. Jahrhundert in den ökonomischen Windschatten geriet, intensivierte sich die Kaperei mit ihrem „erzwungenen Warentausch“ noch. Sie war nicht nur die Fortsetzung des Kriegs mit anderen Mitteln, sondern auch ein Stück wirtschaftlicher Normalität.<sup>44</sup>

Die Verlockungen der Luxusgüter, die auf der Levante-Route direkt an ihrer Küste vorbeitransportiert wurden, waren für die maniotischen Korsaren offensichtlich zu groß, um nicht zumindest einen Bruchteil davon für sich selbst abzuzweigen zu suchen. Zudem setzten sie nach dem Ende des byzantinischen Reichs als Alliierte Venedigs und anderer Großmächte oder eben auch auf eigene Faust lediglich fort, was sie bisher im staatlichen Interesse zu tun gewohnt waren. Ihre Seeräuberei war, so weit die spärlichen Quellen erkennen lassen,<sup>45</sup> lokalwirtschaftlich notwendig, ohne schlechtes Gewissen, und sie war professionell organisiert: Es gab ein Spähersystem auf den umliegenden Kaps, eine Anzahl größerer, hochseetauglicher Schiffe, denen die Aufgabe zufiel, die potentiellen Beuteschiffe auf die eigene Küste zuzutreiben, und eine Kaperflottille, die nur zu diesem Zweck unterhalten und trainiert wurde, aus Dutzenden schneller, langkanuartiger Ruderkampfbote („trattas“) bestand, bestückt mit lateinischem Segel und jeweils 10–25 Mann bewaffneter Besatzung. Sie umzingelte jedes Schiff, das ihrer Küste unvorsichtig nahe kam, und zwang es zur Übergabe oder zumindest zur Lösegeldzahlung.<sup>46</sup> Es existierte ferner ein Repertoire von Brigantentricks, das fremde Schiffe bzw. die Vorhut ihrer Besatzung an die Küste zu locken versuchte, und zudem verstand man seinen schlechten Ruf für die eigenen Geschäfte zu nutzen. Schon der etwas unbedarfte Morritt hob den vermeintlichen Widerspruch hervor, dass dieselben Leute, die jeden hereinge-

Bd.1, 193–212; in Paraphrase wiedergegeben bei: *Fermor*, Mani, 337–347). Niphakos stammte aus Milia (Äußere Mani), studierte in Bukarest und lehrte 1788–98 als erratischer Aufklärer auf der Mani. „to correct your barbarian customs“. Nach dem Tod seines Gönners mußte er wegen seiner scharfen Kritik an den dortigen Zuständen die Mani verlassen und sich nach Kalamata zurückziehen (*Mexis*, Mani and the Maniates, 460–466, Zitat 464).

<sup>42</sup> *Leake*, Travels in the Morea, Bd.1, 337.

<sup>43</sup> *Anderson*, Piracy and World Economy, 90; *Kaiser*, Gewaltökonomie, 42.

<sup>44</sup> *Braudel*, Mittelmeer, Bd. 2, 522f. u. 692–729; Zitat 720.

<sup>45</sup> Die folgende Charakterisierung ist eine Kompilation aus den bei Chapman gesammelten, vornehmlich englischen Reiseberichten (vgl. etwa *Gell*, Narrative of a Journey in the Morea, 265 u. 300f.). – Lesenswert in diesem Zusammenhang auch *Jules Vernes* Roman „Der Archipel in Flammen“ (Berlin/DDR 1989; frz. L'Archipel en feu, Paris 1884), der z.T. direkt in Vitylo spielt und die weitläufigen Sklavenhandelsbeziehungen der maniotischen Korsaren zur Zeit des griechischen Unabhängigkeitskampfes schildert. Verne hatte 1860 mit seiner Yacht die Ägäis und die Mani bereist.

<sup>46</sup> *Chapman*, Turkokratia, 12.

schneiten Fremden ungeniert bis aufs Hemd ausplünderten, dem ihnen als Freund avisierten Gast in einer regelrechten Selbstverausgabungsorgie alle nur erdenkliche Ehre zu erweisen trachteten.<sup>47</sup> Er dürfte nicht schlecht gestaunt haben, als führende, auf die Ökonomie ihrer Seezugriffe bedachte Persönlichkeiten dieser Hauptstadt der Korsaren ihm erklärten, dass die Furcht, die andere, nicht zuletzt die Türken, vor ihnen hegten, ihren Erwerb und den damit verbundenen Gewaltaufwand wesentlich erleichterten.<sup>48</sup> In der Regel genüge schon die Drohgebärde ... Und dass diese zwielichtigen Geschäfte gut liefen, davon zeugte die Kleiderpracht der vitylesischen Oberschichtenfrauen, ihre protzigen Goldketten am Hals, die dem englischen Höfling freilich irgendwie bekannt vorkamen, ihr kronenhaft ins Haar gewirkter Goldmünzenschmuck (kefalouri) und nicht zuletzt die lässige Eleganz, mit der sie die wehenden Luxusstoffe am eigenen Leib zur Schau trugen.<sup>49</sup> Während uns dieser präventöse Habitus, dessen gemeinsames Wesen das Höfische war, eher orientalisches anmutet, erschien er dem türkischen Hofbeamten und Chronisten Evliya Celebi eher fränkisch-westlich<sup>50</sup> – ein interessanter Hinweis auf das Spiegelkabinett der Wertorientierungen an der Schnittstelle zweier Kulturkreise.

Vitylo, umgeben von weitläufigen Wein-, Ölbaum- und Getreideterrassen,<sup>51</sup> wurde von zwei großen Familienclassen beherrscht (die Unterordnung unter das Patronat der Clanherrschaft ergab sich aus der inneren Unsicherheit und den elementaren Schutzfunktionen, die sie gegen sie boten), den Iatrani in der Unter- und den Stefanopoli in der Oberstadt, zu denen sich nun noch eine dritte Sippschaft gesellte, die einem umso obskurer war, als sie ihren Aufstieg zum Teil auch ihren engen Beziehungen zu den Türken verdankte. 1665 hatte die Expansion des Osmanischen Reiches schließlich auch die lange Zeit für sicher gehaltene Äußere Mani erreicht und militärisch okkupiert. Knapp oberhalb von Vitylo, doch von der Stadt durch eine Schlucht getrennt, hatten die Türken 1669, im selben Jahr, als auch Kreta in türkische Hände fiel, die Garnisonsfestung Kelepha mit 500 Mann Besatzung errichtet. Von ihr aus konnten die Osmanen jeden öffentlichen Schritt der Vitylesen, jeden Gang in die Weinberge und selbstverständlich auch den regen Hafenbetrieb problemlos kontrollieren. Im Tagebuch des Georges Stefanopoli heißt es, dass unsere Frauen und Töchter ohne bewaffneten männlichen Begleitschutz die Häuser nicht mehr verlassen können.<sup>52</sup> In den Augen der Türken, deren Offiziere übrigens mitunter leidlich griechisch sprachen,<sup>53</sup> nahm sich das anders aus: Sie sahen die Manioten

47 *Morritt*, Letters, 204.

48 *Chapman*, Turkokratia, 12.

49 *Morritt*, Letters, 202.

50 *Evliya Celebi*, Seyakatname (The Book of Travels), ungedrucktes Ms., zit. nach: *Chapman*, Itylo, 2. Der 1611 geborene Celebi, übrigens ein Maskenname, der in etwa „Regierungsbeamter von Rang und Stand“ bedeutet, war ein weitgereister Berichterstatter an die Hohe Pforte, begleitete die türkische Armee auf ihrer Mani-Expedition 1668–1670 und war von ihrem Kommandeur Ali Pascha damit beauftragt, albanische Arbeitskräfte für die Errichtung der Festungen Zarnata und Kelefa zu rekrutieren (vgl. *Chapmans Mani-Bibliographie*).

51 *Leake*, Travels in the Morea, Bd.1, 310 u. 313.

52 *Stephanopoli/Manceau*, Saga des Maniotes, 21.

53 *Gell*, Narrative of a Journey in the Morea, 272.

als skrupellose Banditen, die keine Religion, keinen Anstand besaßen und denen man nicht über den Weg trauen konnte. Kelepha war nur eine von drei türkischen Festungsbauten in der Exo Mani, die den Zweck verfolgten, das widerspenstige Treiben der Manioten unter staatliche Kontrolle zu bringen. Als das Osmanische Reich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts seine größte Ausdehnung erreichte und sich vom Balkan bis zum Persischen Golf, von Algerien bis zum Roten Meer erstreckte,<sup>54</sup> war das zugleich der Tiefpunkt in der stolzen Geschichte der Griechen, deren Kolonisierung nunmehr unausweichlich schien.<sup>55</sup> Dass ein freiheitsliebender Maniote mit einer osmanischen Fronfeste im Nacken nur schlecht leben konnte, versteht sich und ist von der nationalbewussten griechischen Geschichtsschreibung entsprechend hervorgehoben worden. Die weniger ruhmreiche Kehrseite der maniotischen Existenzweise hingegen, nämlich ihre räuberisch-erpresserische Intervention in den mediterranen Sklavenhandel, wurde ebenso schamhaft-gezielt verschwiegen. Die Räume der Ausübung ihrer „multiplen“ Überlebenspraktiken wurden in dem Ausmaß eng und enger, als die türkische Militärstaatlichkeit nunmehr auch die griechischen Exklaven erreicht hatte. Man konnte schließlich nicht direkt unter den Augen der Besatzer weiterhin ungeniert seinem illegalen Gewerbe nachgehen. Da die Türken andererseits keine eigene Verwaltungsstruktur errichten und das Alltagsleben der Manioten nicht kolonisierend durchdringen konnten, beschränkten sie sich auf vereinzelte militärische Strafexpeditionen und eine eher äußerlich bleibende Fortifikations- und Einhegungspolitik der widerspenstigen Halbinsel.<sup>56</sup> Und nicht zuletzt verlegten sie sich darauf, in einer „Divide et Impera“-Strategie die internen Fehden der Manioten zu schüren und die Clans gegeneinander auszuspielen.<sup>57</sup> Die innere Selbstzerfleischung durch die Clanfehden nahm daher nun immer unerträglichere Formen an. Als der dem Kosma-Clan zugehörige Liberakis Yerakaris, dessen bizarre Abenteurerkarriere vom jugendlichem Galeerensklaven und Piratenhauptmann bis zum Duodezfürsten von türkischen Gnaden und ehrenwerten Ritter von San Marco reichte, 1670 von der Hohen Pforte zum Bey von Mani ernannt wurde, in der Absicht, die Halbinsel gleichsam von innen heraus zu kolonisieren, bestand eine seiner ersten Amtshandlungen darin, zuhause Rache zu nehmen und die verfeindete vitylesische Sippe der Stefanopoli in ihren Hausburgen zu belagern, 35 männliche Mitglieder dieses Clans gefangenzunehmen und öffentlich hinrichten zu lassen.<sup>58</sup> Die lokalen Clanführer begriffen, dass ihre Tage in Vitylo nun gezählt waren.

54 *Faroqhi*, Geschichte des osmanischen Reiches, 13.

55 Zum mitteleuropäischen Türken-Feindbild: *Almut Höfert*, Den Feind beschreiben. „Türkengefahr“ und europäisches Wissen über das Osmanische Reich 1450–1600, Frankfurt – New York 2003; *Peter Burschel*, Verlorene Söhne. Bilder osmanischer Gefangenschaft in der frühen Neuzeit, in: Birgit Emich/Gabriela Signori (Hg.), *Kriegs/Bilder in Mittelalter und Früher Neuzeit*, Berlin 2009, 157–182; *Maximilian Grothaus*, Zum Türkenbild in der Adels- und Völkultur der Habsburgermonarchie von 1650 bis 1800, in: Gernot Heiss/Grete Klingenstein (Hg.), *Das Osmanische Reich und Europa 1683 bis 1789: Konflikt, Entspannung und Austausch*, München 1983, 63–88.

56 Vgl. etwa die Ansiedlung muslimischer albanischer Bauern im Norden der Mani als *cordon sanitaire* gegen die restliche Peloponnes (*Chapman*, *Turkokratia*, 6f.).

57 *Greenhalgh/Eliopoulos*, Mani, 29f.

58 *Fermor*, Mani, 74.

Aber auch die zynische Politik der europäischen Mächte hatte wesentlich dazu beigetragen, dass die Situation der Griechen auf der Mani immer unhaltbarer wurde. Sie betrachteten die Halbinsel als strategisches Aufmarschgebiet gegen die Türken, gleichsam als Achillesferse des Osmanischen Reiches, und schon seit der Kladas-Revolution von 1480 wiederholte sich immer wieder dasselbe üble hegemoniale Spiel: Sie wiegelten die Manioten zum Aufstand gegen die osmanischen Besatzer auf und ließen sie, wenn es ernst wurde, militärisch im Stich.<sup>59</sup> Der vitylesische Clanführer Michael Iatranos beklagte sich in einem Schreiben an den venezianischen Statthalter von Zakynthos vom 3.9.1646 bitter über die notorische Instrumentalisierung der maniotischen Erzfeindschaft gegen die Türken durch die Westmächte: „Aber wir werden ein schlechtes Ende nehmen, weil wir keinerlei Unterstützung von der Christenheit erhalten, weder durch Waffen noch durch irgendeine ihrer Regierungen.“<sup>60</sup> So keimte aus der wachsenden Defensive und dem Gefühl, von den angeblich Verbündeten im Spannungsfeld der internationalen Politik lediglich benutzt zu werden, bei den maniotischen Führungsschichten seit ca. 1640 der Gedanke, sich der untragbar gewordenen Situation zu entziehen und die Mani für immer zu verlassen. Morosini erfasste diese Stimmungslage sehr genau, als er am 15.1.1660 an den Dogen schrieb, die Manioten seien am Ende den harten Vergeltungsmaßnahmen der Türken ausgesetzt und daher stünde das Thema der Emigration bei ihnen zunehmend auf der Tagesordnung.<sup>61</sup> Nachdem sich spanische Versprechungen, die Griechen in ihrem Königreich Neapel und Sizilien anzusiedeln, als leer entpuppt hatten und auch Venedig kein Interesse an ihrer Auswanderung bekundete, setzte sich als erster ein Flügel des Iatrani-Clans 1671 ins Exil in das mittelitalienische Großherzogtum Toskana ab und ließ sich in einigen unterhalb von Volterra gelegenen Dörfern ansiedeln, wo sie bald mit der einheimischen Bevölkerung verschmolzen. Die späteren griechischen Chronisten empfanden dieses spurlose Aufgehen als kulturelle Schmach, die sie den ungesunden Sümpfen der Maremma, den opportunistischen Ränkespielen des begleitenden orthodoxen Klerus und anderen, ähnlich wenig stichhaltigen Beweggründen zuschrieben.<sup>62</sup> Weitere Auswanderungen, vor allem aus der türkisch besetzten Äußeren Mani, folgten. So setzten sich 1674, nach einem osmanischen Vergeltungsschlag 340 Einwohner von Proastio nach Apulien ab.

Auch der Stefanopoli-Clan trug sich schon lange mit der Absicht, den zu heiß gewordenen Refugiumsboden für immer Richtung Westen, nach Italien zu verlassen. 1663 schon hatte er den örtlichen Bischof,<sup>63</sup> Monsignore Parthenius Calcandis, in die Seerepublik Genua entsandt, um Verhandlungen über die protektorale Exilnahme im westlichen Mittelmeerraum einzuleiten. Aber diese diplomatischen

59 *Mexis*, Mani and the Maniates, 225–294.

60 Ebd., 246.

61 Ebd., 247.

62 *Fermor*, Mani, 141–143.

63 Die orthodoxen Bischöfe galten in der byzantinischen Kultur nicht nur als geistliche Feudalherren, sondern auch als Schirmherrn regionaler Interessen und einzig wirkungsvolle Opposition gegen eine allmächtige Staatsbürokratie, aus der sich ihre Rolle als Vertrauensleute und diplomatische Vermittler herleitete. Als Streitschlichter und Rechtsbeistand reichte ihr Einfluss tief in zivilrechtliche Angelegenheiten hinein (*Hans-Georg Beck*, Das byzantinische Jahrtausend, München 1985, 285f.; *von Maurer*, Das griechische Volk, Bd.1, 94–96).

Vermittlungen gestalteten sich schwierig und zogen sich für die Griechen über Gebühr in die Länge. Es handelte sich ja um religiös Abtrünnige, um Schismatiker, und Genua verlangte dementsprechend nach der Anerkennung der Oberhoheit des römischen Papsts und der alltagskulturellen Unterwerfungsgeste, nämlich der Italia-nisierung der griechischen Familiennamen. Zudem erwartete man als Gegenleistung für die Gewährung des Protektorats unbegrenzte Waffenhilfe zu Lande und zur See. Der Uniertenstatus unter der katholischen Oberhoheit, der einem die gewohnte Ausübung des griechisch-orthodoxen Kults zusicherte, war kein leicht zu erringender Kompromiss. Erst nach geschlagenen zwölf Jahren gaben die skeptischen Genueser Behörden grünes Licht für die Auswanderung. Nachdem die griechischen Clanführer den ihnen zugewiesenen Platz an der mittleren Westküste Korsikas besichtigt und für brauchbar befunden hatten, lichtete in der Nacht vom 3./4. Oktober 1675 die „Saveur“ mit dem gesamten Stefanopoli-Clan und seinem Anhang, insgesamt ca. 800 Personen, in der Bucht von Vitylo die Anker. Auch die Ikonen und die Kirchenglocke nahm man mit – ein endgültiger Schritt ins Exil also ohne Illusion der Wiederkehr. Erst als sie Zante/Zakynthos und damit ihre gewohnten Seewege hinter sich gelassen hatten, überfiel sie die Schwermut über den Abschied für immer.<sup>64</sup> Die Fahrt über das von spätherbstlichen Stürmen aufgewühlte Mittelmeer nach Westen mit einer weiteren Zwischenlandung im sizilianischen Freihafen Messina (wo es ihnen gut gefiel, aber die Kriegslage zwischen Spanien und Frankreich keine Niederlassung zuließ), gestaltete sich schwierig und entbehrungsreich. Unter Deck zusammengepfercht, war die Bewegungslosigkeit vor allem für die Kinder kaum zu ertragen. Anfang Dezember 1675 gerieten sie beim Versuch, Sizilien südlich zu umsegeln, auf der Höhe von Syrakus in einen schweren Sturm, der ihr Schiff bis nach Malta zurückwarf.<sup>65</sup> Erst der zweite Anlauf, Sizilien in einem großen Bogen zu umfahren, der bis an die nordafrikanische Küste reichte, war erfolgreich. Dass man dabei jederzeit von „barbaresken“ magrebinischen Piraten aufgebracht und in die Sklaverei verkauft werden konnte,<sup>66</sup> wusste niemand besser als die nun selbst zu Flüchtlingen gewordenen Manioten. Aus den vertraglich zugesicherten zehn Überfahrttagen wurden fast zwei Monate, in denen 120 Passagiere starben, die den Strapazen nicht gewachsen waren. Am 1. Januar 1676, dem Neujahrstag der Westchristen, lief man endlich in den kleinen Hafen von Rapallo ein. Die genuesische Verwaltung ließ sich nochmal zwölf Tage Zeit, bis sie den völlig erschöpften Flüchtlingen die Erlaubnis erteilte, im Hafen von Genua zu ankern und an Land zu gehen, um ihre Kranken im Spital versorgen zu lassen. Die Anführer der Griechen und ihre

64 *Stephanopoli/Manceau*, Saga des Maniotes, 55.

65 Ebd., 57.

66 Robert C. Davis, *Christian Slaves, Muslim Masters. White Slavery in the Mediterranean, the Barbary Coast, and Italy, 1500–1800*, New York 2004. Zu den asymmetrischen *terms of trade*: Wolfgang Kaiser, Zwischen Loggia und Funduq. Interkultureller Handel und Kommunikation zwischen Südeuropa und dem Maghreb in der frühen Neuzeit, in: Zeitsprünge. Forschungen zur Frühen Neuzeit 9 (2005), 427–444. Zum literarischen Bild der barbaresken Piraterie: *Francois Moreau*, La Route des Voyageurs. Pirates barbaresques, récits de voyage et littérature, une peur de l'âge classique, in: Michel Vergé-Franceschi/Antoine-Marie Graziani (Hg.), *La Corse, Carrefour des Routes de Méditerranée*. Quatrième Journées Universitaires d'Histoire Maritime de Bonifacio, Ajaccio 2003, 41–57.



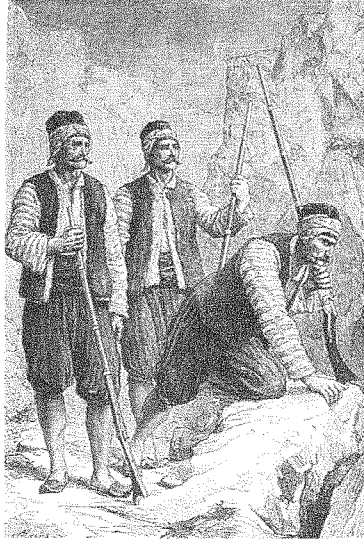


Abb. 2: Maniotische Späher (Kupferstich, um 1840)

Geistlichen wurden in den Palazzi des Adels und des Bischofs untergebracht, während ihre einfachen Gefolgsleute mit Notquartieren im städtischen Arsenal vorlieb nehmen mussten.<sup>67</sup> Von hier sollte die Umschiffung nach Korsika eigentlich zügig vorangehen, am 18. Januar 1676 wurde der Vertrag über die Ansiedlung in Korsika im Audienzsaal der Seerepublik feierlich unterzeichnet,<sup>68</sup> aber es kam zu einer weiteren Verzögerung. Die Griechen hatten sich, den Zeichen des konfessionellen Zeitalters folgend, in den Verhandlungen mit der Seerepublik als Religionsflüchtlinge deklariert, die sich durch den Vormarsch des Osmanischen Reichs in ihrer christlichen Kultausübung bedroht fühlten. Die Bewahrung des eigenen Glaubens in den Vordergrund zu rücken, war die einzig stichhaltige politische Strategie in der Ära der Konfessionskriege.<sup>69</sup> Von den unerträglich gewordenen internen Vendetten oder gar vom Menschenhandel zu reden, wäre in dieser Situation wenig zielführend gewesen. Dennoch rochen die Genueser Behörden den Braten und misstrauten offensichtlich der religiösen Opferstilisierung. Der Grund für diese Bedenken ist leicht auszumalen. Man sah nach ihrer Ankunft in Genua auf den ersten Blick, dass man es nicht mit Opferlämmern, sondern mit Kriegsgurgeln zu tun hatte, weil die stolzen Manioten ihren männlich-martialischen Habitus nicht verleugnen konnten und wollten (Abb. 2).<sup>70</sup> Zudem kreidete man ihnen an, dass sie gleichzeitig auch mit dem Großherzogtum Toskana in Ansiedlungsverhandlungen standen, also mehr

<sup>67</sup> *Stephanopoli/Manceau*, *Saga des Maniotes*, 59–63.

<sup>68</sup> Ebd., 64.

<sup>69</sup> Vgl. auch: *Alexander Schunka*, *Konfession und Migrationsregime in der Frühen Neuzeit*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 35 (2009) H. 1, 28–63.

<sup>70</sup> Schon die ersten Reisenden hatten die Unverstelltheit des maniotischen Charakters hervorgehoben (*Morritt*, *Letters*, 206).

als nur eine Option besaßen und offenbar in Spielermanier die günstigste Lösung für sich ausschlagen wollten. Am 13.2.1676 nahmen die Genueser Behörden den Parlamentär Parthenius deshalb noch einmal ins Verhör über die wirklichen Beweggründe für den Exodus seiner Schäflein. Auf die direkte Frage, welche Geschäfte die Manioten zur See betrieben, antwortete er zunächst, dass sie üblicherweise mit ihren Schiffen Tier- und allerhand Lebensmitteltransporte nach Zante und in die anderen Richtungen durchführten. Als die Richter darüber Näheres wissen wollten und insbesondere nachhaken, wodurch denn diese Routen bestimmt seien, räumte der Bischof ein, sie folgten denen der Briganten wider die Türken und hätten auf diesen Kaperfahrten, von denen er Genaueres nicht wisse, auch einige Siege errungen und u. a. 300 Sklaven befreit.<sup>71</sup> Damit war für die in diesen Dingen ja nicht unerfahrenen genuesischen Ermittler alles klar. Wer sich mit von Kriegsschiffen eskortierten Konvois, gleichgültig welcher Herkunft, anlegte, war kein militärisch unbeschriebenes Blatt. Um so signifikanter, dass man an dieser heiklen Stelle, vor allem nach dem Stellenwert der „befreiten“ Sklaven, nicht weiter nachfragte. Genua brauchte zunehmend fremdländische Kolonisten für sein Kolonisierungsprojekt Korsikas, weil die ligurischen Bauern die mangelhafte Fruchtbarkeit und die Seuchengefahren der Insel aus leidiger eigener Erfahrung kannten und sich deshalb für die Kolonialpolitik ihrer Oberen nicht mehr in Dienst nehmen lassen wollten.<sup>72</sup> Andererseits hatte man dort ohnehin schon Seeräuber im Überfluss, die horrende Befestigungskosten verursachten (eine „torregiana“ genannte Kette von mehr als 150 mit militärischer Besatzung bestückten Forts, die ein auf Sichtkontakt beruhendes Alarmsystem bildeten, hatte man an den Küsten Korsikas hochziehen müssen, um Fremdeinfälle abzuwehren und die Binnenkolonisation der Insel abzustützen). Dass es sich bei den Fremden um Piraten, ja um Menschenhändler handelte, dürfte wohl kaum ein stichhaltiges Argument gegen sie gewesen sein – waren die alten Seerepubliken Pisa und Genua doch selbst aus den Kaperkriegen im westlichen Mittelmeerraum hervorgegangen und ebenso wie Venedig unrepublikanisch tief in den lukrativen Sklavenhandel verstrickt.<sup>73</sup> Am Ende der Verhandlungen scheint der politische Zynismus die Oberhand gewonnen zu haben: Immerhin waren diese dubiosen Existenzen in der Lage, sich im Ernstfall selbst zu verteidigen, und das ersparte einem aufwendige weitere Schutzmaßnahmen.

71 *Patrice Stephanopoli*, *Histoire des Grecs on Corse*, Paris 1900 (Reprint: Nîmes 2006), 38f.

72 *Antoine Laurent Serpentine*, *La Colttivazione. Genes et la mise en valeur agricole de la Corse au XVIIe siècle. La décennie du plus grand effort 1637–1647*, Ajaccio 1999, bes. 223–253. – Daher ging Genua im 17. Jahrhundert immer mehr zur Anwerbung italienischer Landarbeiter aus der Toskana, aus Sardinien usw. über (*Lücke*, *Ostkorsika*, 49f.) – eine kontinierliche saisonale Arbeitswanderung vom italienischen Festland her, die bis heute besteht.

73 *Domenico Gioffre*, *Il mercato degli schiavi a Genova nel secolo XV*, Genua 1972; *Verlinden*, *L'esclavage*, Bd. 2, 427–549. Zu den mittelalterlichen Anfängen des pisanischen und genuesischen Inselkolonialismus im westlichen Mittelmeerraum: *Michael Mitterauer*, *Kaufleute an der Macht. Voraussetzungen des Protokolonialismus in den italienischen Seerepubliken am Beispiel Pisa*, in: *Wolfgang Reinhard/Justin Stagl* (Hg.), *Menschen und Märkte. Studien zur historischen Wirtschaftsanthropologie*, Wien – Köln – Weimar 2007, 229–268, bes. 230f., 238f. u. 248f.; *ders.*, *Warum Europa? Mittelalterliche Grundlagen eines Sonderwegs*, München 2003, 199–234.

### 3. Die Gründung von Paomia 1676 und die erste Vertreibung

Trotz der intensiven Handelsbeziehungen blieben das westliche und das östliche Mittelmeerbecken getrennte Lebensräume, zwischen denen eine deutliche Migrationschwelle bestand. „Jede menschliche Verbindung zwischen den beiden Enden des Mittelmeers bleibt (daher) ein Abenteuer. Oder zumindest ein Glücksspiel.“<sup>74</sup> Die Griechen hatten auf ihrer Anfahrt nach Genua die windgeschützte Ostküste Korsikas mit ihren fruchtbaren Ebenen und stolzen Hügeldörfern gesehen, wo etwa zwei Drittel der Inselbevölkerung lebten, und deshalb verwundert es nicht, dass ihr erster Eindruck von der eher wilden und agrarisch nur schwer zu bestellenden Westküste, an der sie an Land gesetzt wurden, eine Enttäuschung war. Aber ihre Anführer gestatteten es sich nicht, darüber zu reden. Ebenso wenig wie die 120 Überfahrtoten war die augenscheinliche Unwirtlichkeit der neuen Heimat ein Thema – man hatte schließlich ein schwieriges Kolonisationsprojekt zu bewältigen, bei dem Emotionen fehl am Platze waren. Das Jammern über erlittene Verluste überließ man den Popen und den Frauen. Am 14. März 1676 landeten drei Genueser Galeeren im Hafen von Sagone an der mittleren Westküste Korsikas, wo sie das schwere Gerät, die Zelte, Bretter, Arbeitsgeräte, Pflanzen usw. abladen, und setzten dann die Exilgriechen einige Kilometer weiter nördlich in der Baia de Monachi an Land, von wo sie ihr neues, gegen ein geringes Entgelt erworbenes Terrain in einem zweistündigen Fußmarsch erreichen konnten. Paomia liegt in knapp 400 m Seehöhe am oberen Rand einer nach Süden abfallenden Talfurche, die relativ niederschlagsreich, aber durch eine Hügelkette vor den winterlichen Weststürmen geschützt ist. Es gehört bereits einer deutlich gemäßigteren Klimazone an und bietet für korsische Verhältnisse ungemein sattes, von Baumkulturen durchzogenes Weideland. Die Spuren der griechischen Kultivierungsleistung sind sichtbar noch (die weitläufigen Steinmauern der Terrassierungen, die alten Ölbaumkulturen, die Kapellenruinen), und der Panoramablick reicht von der korsischen Hauptkette über den Golf von Sagone bis nach Ajaccio hinüber. Binnen eines Jahres, so der Chronistentenor, rodeten und terrassierten die Griechen das ihnen zugewiesene Land und erbauten ihren neuen, aus fünf Weilern bestehenden Heimatort Paomia mit eigener orthodoxer Kirche, drei das Terrain absichernden Kapellen und sogar einem eigenen kleinen Mönchkloster.<sup>75</sup> Innerhalb kürzester Zeit erblühte ein neues Gemeinwesen, auf das die einheimischen Korsen nur mit Neid blicken konnten. Zwei nüchterne Fragen richteten sich an diese Gründungslegende: Woher bezogen die Fremdlinge ihr bäuerliches Rodungswissen um die Macchia, die es auf der Mani ja nicht gab? Und wer hat es exekutiert? Die Bekämpfung des Maquis ist, vornehmlich in den ersten Jahren, ein Wurzelproblem, das mit großflächiger Brandrodung allein nicht zu bestreiten ist, sondern des permanenten radikalen Aus- und Nachjärens bedarf. Die verschiedenen Macchiagewächse dehnen sich in einer bestimmten internen Reihenfolge aus (vor-

<sup>74</sup> Braudel, Mittelmeer, Bd. 1, 192.

<sup>75</sup> Die Griechen legten zwar großen Wert auf die seelsorgerische Betreuung durch ihren weltgeistlichen Papas, der ihnen auch alltagskulturell nahestand, aber da er verheiratet und daher in Familien- und Gemeindeangelegenheiten nicht unbedingt neutral war, zogen sie die Beichte bei den Mönchen vor (Beck, Das byzantinische Jahrtausend, 286f.).

neweg marschieren stets die Zistrosen usw.), die man kennen muss, um ihrem Vormarsch wirkungsvoll zu begegnen.<sup>76</sup> Die griechischen Siedler dürften sich entgegen der vollmundigen Chronisten-Behauptung, binnen Jahresfrist blühende Agrarlandschaften geschaffen zu haben, vermutlich nur langsam und durch die Logik von Versuch und Irrtum in die schwierigen Umweltbedingungen hineingefunden haben. Den ersten Winter mussten sie in zugigen Baracken zubringen, weil sich die alten, verlassenem Hirtenhäuser als unbewohnbar herausstellten und die Neubauten erheblich langsamer als geplant vorankamen. Das hatte u. a. damit zu tun, dass die einheimischen Bauhandwerker in gewohnter Manier Häuser für Großfamilien anlegten, die den griechischen Kleinfamilienvorstellungen nicht entsprachen. Allerdings scheint ihre Haus- und Gartenwirtschaft und nicht zuletzt ihr Weinbau den korsischen Nachbargemeinden überlegen gewesen zu sein und der Neuansiedlung rasch zu einer gewissen Prosperität verholfen zu haben. Ein vergleichender Blick auf die Manidörfer macht auf Anheb deutlich, wer diese Kultivierungsleistungen erbracht hat. Vathia etwa in der Inneren Mani, aber auch Vitylo selbst waren von weitläufigen Terrassenanlagen in den sonnenbegünstigten Abhängen unterhalb des Ortes umgeben, also eine sehr ausgedehnte und intensive Form der mediterranen Haus- und Gartenwirtschaft, die vom Obst- und Gemüseanbau über die Küchenkräuter, Feigen- und Olivenbäume bis zum Weinbau reichte und ausschließlich von den Frauen und untergebenen Landarbeitern betrieben wurde. Schon im Mani-Gedicht des Nikitas Niphakos hieß es: „Die Frauen säen diese Früchte, die Frauen ernten sie, und die Frauen verstreuen die Garben über den Dreschboden. [...] Ihre Hände und Füße sind hornhäutig und aufgesprungen und so zäh wie Leder und so hart wie die Schale einer Schildkröte.“<sup>77</sup> Auch die zeitgenössischen aufklärerischen Schriftsteller waren voll des Lobes für den außergewöhnlichen Arbeitsfleiß und das ernsthaft-zurückhaltende Wesen der griechischen Frauen, dem jede Koketterie fremd sei<sup>78</sup> – und hielten damit den eigenen Frauen den Spiegel vor. Der Aufbau von Paomia zeigt eine klare geschlechtsspezifische Arbeitsteilung: Während die Männer im Verein mit korsischen Handwerkern die Häuser errichteten, hatten die Frauen die Macchia zu roden und die Terrassengärten anzulegen.<sup>79</sup> Unterstützt wurden sie bei den schweren Erdarbeiten von mitemigrierten griechischen Landarbeitern, einer bäuerlichen Bevölkerung, die zwar als Arbeitsbienen ebenfalls zum Clan gehörte, aber schon auf der Mani feudal überschichtet worden war.<sup>80</sup> Sie entrichteten zwar keine

76 Hartmut Lücke, Macchie und Garrigue Korsikas. Ökologische Grundlagen, Zusammensetzung, Verbreitung und Nutzung mediterran-insularer Pflanzenformationen, in: Geoökodynamik 3 (1984), 147–182. Vgl. auch: Gabriel Xavier Culioli, Das Land der Herren. Eine korsische Familiengeschichte, Reinbek 1993, 52.

77 Fermor, Mani, 344. – Auch was die Dominanz der Frauenarbeit angeht, waren die Manioten von der korsischen Kultur nicht sehr weit entfernt. Vgl. etwa Boswells charakteristische Beobachtung: „Ich mußte allzeit lachen, wenn ich aus einem Dorfe abreisen wollte und sah, wie die guten Leute sich bemühten, meine Sachen zu packen, und dabei beständig schrien: ‚Die Weiber her, die Weiber her.‘“ (James Boswell, Corsica, hg. von Dirk Gerdes, ND Baden-Baden 1986 [Leipzig 1769], 208).

78 Stephanopoli, Ajaccio, 13–16.

79 Stephanopoli/Manceau, Saga des Maniotes, 68–70.

80 J. Malcolm Wagstaff, The Economy of the Mani Peninsula (Greece) in the Eighteenth Century, in: Balkan Studies 6 (1965) H. 2, 295–304.

Abgaben, aber sie durften auch keine Häuser von mehr als zwei Stockwerken bauen und mussten der Herrschaft in einem persönlichen Knechtschaftsverhältnis nahezu unumschränkt dienstbar sein.<sup>81</sup> Für die französische Kolonialverwaltung waren das die fleißigsten Arbeiter, die die Insel je gesehen hatte,<sup>82</sup> aber für einen stolzen Maniotenkrieger waren es lediglich die „schwachen Männer“ (achamnómeroi), die das Kriegshandwerk nicht beherrschten, zusammen mit den Frauen arbeiteten und auf die er verächtlich herabsah.<sup>83</sup> Allein schon die Vorstellung, alljährlich selbst die herausgeschwemmten Steine von den Terrassen klabuen zu müssen, dürfte für ihn unerträglich gewesen sein. Solche niedrigen Arbeiten waren mit seinem Standesbewusstsein und seiner männlichen Ehre unvereinbar. Die Stefanopoli hielten sich allen Ernstes für direkte Nachfahren der byzantinischen Komnenen-Kaiser, und je länger sie ihre griechische Heimat hinter sich gelassen hatten, desto mehr verbissen sie sich in diese barockbizarre Abstammungsidee.<sup>84</sup> Der durch die Behauptung der Zugehörigkeit zur kaiserlichen Familie „erschlichene Adel“ hatte in der byzantinischen Gesellschaft freilich eine lange Tradition. „Jede eheliche Verbindung mit einer Familie, zu der, wenn auch in einem noch so entfernten Verwandtschaftsgrad, etwa ein Komnene oder ein Palaiologe gehörte, verführte den Angeheirateten, sich neben anderen auch den Familiennamen Komnenos oder Palaiologos zuzulegen.“<sup>85</sup> Historiker mögen darüber nur müde lächeln, aber diese frech in den cäsaropapistischen Herrscherhimmel greifende Statusanmaßung illustriert zugleich etwas in unserem Zusammenhang ungleich Wichtigeres, nämlich mit welcher Überheblichkeit die Exilgriechen ihren neuen korsischen Nachbarn gegenübertraten. Sie hielten sie für Wilde, für Barbaren, nannten sie wegen ihrer zottigen Winterumhänge verächtlich „Ziegenpelze“ oder – in einer seltsamen, die eigene nicht gerade helle Hautfarbe ignorierenden Projektion – schlicht „die Schwarzen“,<sup>86</sup> d.h. die Schmutzigen.<sup>87</sup> Sie schotteten sich von ihren Nachbarn ab, weil sie den alltäglichen Umgang mit ihnen unter ihrer Würde fanden, und blieben unter sich.<sup>88</sup> Dazu hatte ihre andere Sprache, ein dunkel klingender, mit italienischen und türkischen Lehnwörtern versetzter südgriechischer Dialekt,<sup>89</sup> ihre andere, von ihren mitgebrachten Geistlichen argwöhnisch bewachte Religion, mehr aber noch ihr feudaler Standes-

81 Chapman, *Turkokratia*, 9.

82 *Stephanopoli*, Ajaccio, 59.

83 Zur sozialen Schichtung der Manioten: *Mexis*, *Mani and the Maniates*, 342–362.

84 *Fermor*, *Mani*, 143f. u. 152f. – Eine erste schriftliche Version dieser Abstammungslegende übergab ein anonymes und vermutlich griechischstämmiger Autor mit einer Widmung an den Grafen Marbeuf 1780 der Presse: *Anecdote historique de la Colonie Greque établie dans l'Île de Corse en 1676*. Cagliari 1780 (ND Nîmes 1999).

85 Beck, *Das byzantinische Jahrtausend*, 252.

86 *Fermor*, *Mani*, 147.

87 *Mary Douglas*, *Reinheit und Gefährdung. Eine Studie zu Vorstellungen von Verunreinigung und Tabu*, Berlin 1985 [amerik. New York 1966].

88 *Stephanopoli/Manceau*, *Saga des Maniotes*, 110.

89 Der Mani-Dialekt, grundsätzlich dem Attischen verwandt, zeichnet sich durch seine Verdampfungen („y“ wird wie „u“ gesprochen) und zahlreichen palatalen Zischlaute aus (*Peter Trudgill*, *Modern Greek dialects. A preliminary classification*, in: *Journal of Greek Linguistics* 4 (2003), 45–64, bes. 54 u. 59; *Gerard Blanken*, *Les Grecs de Cargèse (Corse). Recherches sur leur langue et sur leur histoire*, Leiden 1951; *Gell*, *Narrative of a Journey in the Morea*, 13).

dünkel, der durch pseudohistorische Anlehnungen an die antike Tradition zusätzlich aufgeladen wurde, beigetragen. Sie hatten nicht die Absicht, sich in die korsische Gesellschaft zu integrieren, sondern sie wollten ihre alte, in Griechenland unmöglich gewordene Herrenrolle weiterspielen. Umgekehrt bekamen die korsischen Bauern und Hirten ihre Arroganz zu spüren und hielten die Fremdlinge für die fünfte Kolonne ihrer ungeliebten genuesischen Kolonialherrschaft,<sup>90</sup> die ihnen wie ein Kuckucksei ins Nest gesetzt worden war. Das konnte eigentlich nicht gutgehen. Schon im ersten Frühjahr in Paomia waren korsische Schafhirten mit ihren Herden aufgetaucht und hatten die griechischen Siedler, die sie verjagen wollten, mit Arkebussen bedroht<sup>91</sup> – der Auftakt einer Kette von Auseinandersetzungen und blutigen Scharmützeln mit den korsischen Nachbarn, insbesondere mit den Bewohnern des gut 20 km entfernten Vico, auf deren Gemeindegebiet die griechische Kolonie errichtet worden war und die sich nun anschickten, ihre traditionellen Weiderechte gegen die Eindringlinge zu verteidigen. In der Tat kannte die korsische Transhumanzwirtschaft keine Einzäunungen und keine exklusiven privaten Besitzansprüche an Grund und Boden. Vielmehr dokumentierten sich in den saisonalen Fernwanderungen ihrer Herden die extensiven Nutzungsrechte der Gemeinden. Sie steckten das kommunale Terrain im weiteren, gewohnheitsrechtlichen Sinn gegen die Nachbarn ab. Sechs Verletzte in den Weidekonflikten mit den Einheimischen notierte das Tagebuch des Apostolo Stefanopoli schon im zweiten Jahr, und er fügte bitter hinzu: „Die Korsen errichten ihre Schäfereien auf unserem Grund und Boden, und sie essen unsere Schafe.“<sup>92</sup> Aber das war nur die Overtüre zu den dramatischen Ereignissen, die nun über die Neusiedler hereinbrechen sollten.

Als 1729 der korsische Unabhängigkeitskampf gegen Genua losbrach, der erst 40 Jahre später mit der Niederlage von Ponte Novu gegen die Franzosen endete,<sup>93</sup> gerieten die Griechen von Paomia erstmals zwischen die Mahlsteine der fremden Fronten. Eine diplomatische Abordnung der Freiheitskämpfer hatte sie aufgefordert, ihrer Sache beizutreten, und sie hatten das weit von sich gewiesen. Sie hatten die Chance, sich als Korsen zu erweisen, aber sie hatten sie in ihrer Reverenz gegenüber dem Schirmherrn Genua leichtfertig vergeben. Das war ein schwerer politischer Fehler, der sich rächen sollte. Den ersten Angriff konnten die Manioten noch abwehren, aber im April 1731 rückte ein starkes Milizheer der korsischen Aufständischen gegen Paomia vor. Die Griechen evakuierten ihre Familien auf dem

90 Zur allgemeinen Unbeliebtheit der genuesischen Kolonialherrschaft auf der Insel hier nur zwei Beispiele: Der korsische Aufstandsführer und Volksheld Sampiero Corso schrieb schon im 16. Jahrhundert an den Herzog von Parma, „hundertmal lieber die Türken als die Herrschaft der Genuesen“ (*Ferdinand Gregorovius*, *Historische Skizzen aus Korsika*, hg. von Waldemar Kampf, Basel 1954, 51), und Boswell brachte in den 1760er Jahren den Genua-Hass der Korsen auf den alltagskulturell bemerkenswerten Punkt: „Es ist kein Kind in Corsica, welches nicht, wenn es ein wenig Schießpulver bekommen kann, dasselbe sogleich anzünden, und bei Losbrennung desselben ein Freudengeschrei erheben, und dabei nicht anders, als ob es den Feind in die Luft gesprengt hätte, ausrufen sollte: ‚Da sind die Genuesen!‘“ (*Boswell*, *Corsica*, 188).

91 *Stephanopoli/Manceau*, *Saga des Maniotes*, 73.

92 *Ebd.*, 96.

93 *Dominique Buresi*, *Guerras et révolutions en Corse au XVIIIe siècle (1729–1799)*, Paris 2006, 33–224.

Seeweg nach Ajaccio und verschanzten sich mit etwa 60 Kriegern im Genueserturm von Omigna auf der Landzunge nördlich des Pero-Strandes, wohl um den Rückzug ihrer Angehörigen zu decken. Sie leisteten der erdrückenden korsischen Übermacht einige Tage lang erbitterten Widerstand, der sich in der Chronik ihres Popen Nikolas Stefanopoli ungefähr so liest, als sei Leonidas mit seiner Thermophylenschar wiedererstanden.<sup>94</sup> Aber am Ende half alles antikisierende Heldengetöse nichts. Die Manioten mussten, als ihnen die Lebensmittel ausgingen, weichen und sich ebenfalls nach Ajaccio absetzen, und die erbosten Korsen machten nun tabula rasa. Sie brannten Paomia nieder, hackten die griechischen Ölbäume und Weinstöcke ab, kurzum: sie taten alles, um die Rückkehr der unerwünschten Fremdlinge und Genuafreunde ein für allemal auszuschließen.

43 Jahre lang lebte die vertriebene Griechenkolonie, zunächst notdürftig einquartiert im Bischofspalais und in der Zitadelle, nun in Ajaccio, einer kaum mehr als 3000 Einwohner zählenden Festungsstadt, die von Genua seit dem späten 16. Jahrhundert zu einer Bastion gegen die korsischen Freiheitskämpfer ausgebaut worden war.<sup>95</sup> Gleichsam ein Exil im Exil, und man fragt sich, womit sie ihre doppelte Flüchtlingsexistenz fristete, nachdem sie ihre ländliche Subsistenzgrundlage verloren hatte. Die Antwort ist relativ einfach: Sie taten, wozu ihr Schutzvertrag mit der Republik Genua sie verpflichtete und was sie wohl auch am besten konnten, d.h. sie traten mit drei Kompanien in den genuesischen Militärdienst ein, wurden, wie es Legionären so ergeht, für die undankbareren Aufgaben eingesetzt, etwa 1736 bei der Rückeroberung der korsischen Rebellenhochburg Corte im Landesinneren.<sup>96</sup> 1744 boten sie der Seerepublik an, 10000 Soldaten aus ihrem Mutterland nachzuziehen, um den Aufstand der Korsen niederzuschlagen – ein unrealistischer Vorschlag, weil Genua natürlich gar nicht daran dachte, eine derartige Menge religiös Abtrünniger in seine Kolonie zu holen.<sup>97</sup> Sie blieben auch in der Stadt weitgehend unter sich, bildeten ein eigenes Griechenviertel, an das noch heute die am westlichen Stadtrand, an der Straße zu den Iles Sanguinaires gelegene Chapelle des Grecs erinnert, eine gegen Ende des 16. Jahrhunderts im Stile der Gegenreformation („Notre Dame du Mont Carmel“) erbaute und dann umgewidmete Kapelle. Ihre Streitbarkeit sorgte auch in Ajaccio für Konflikte und für ein zunehmend ambivalentes Verhältnis zur genuesischen Schutzmacht, der man verübelte, dass ihre Soldzahlungen mehr als säumig eingingen und sie nicht einen Finger krumm zu machen bereit war, um für eine reale politische Deckung ihrer Schutzbefohlenen zu sorgen. Es war ein schlechtes und politisch ziemlich einseitiges Geschäft, das die Exilgriechen mit Genua eingegangen waren, und zudem holten sie die Animositäten der einheimischen Bevölkerung nun auch hier wieder ein. Es blieb nicht bei den üblichen handfesten Auseinandersetzungen mit den Seeleuten im Hafenviertel. Als sie 1745 wegen eines Jagdkonflikts und ihrer schießfreudigen Auslegung des Wächteramts über das städ-

94 *Fermor*, Mani, 147–149.

95 Zur Stadtentwicklung: *Francis Pomponi* (Hg.), *Histoire d' Ajaccio*, Ajaccio 1992, bes. 55f.

96 *Boswell*, Corsica, 92; *Stephanopoli*, Ajaccio, 39f.

97 *Stephanopoli*, Ajaccio, 45.

tische Territorium mit den Bauern von Mezzana (Campo dell' Oro) in eine Vendetta gerieten,<sup>98</sup> führten diese massive Beschwerde beim französischen Stadtkommissar über ‚diese barbarischen und gewalttätigen Personen‘,<sup>99</sup> die durch ihre Übergriffe ihre persönliche Sicherheit bedrohten, und die Genueser Behörden strichen ihnen daraufhin kurzerhand die Soldgelder.<sup>100</sup> Auffällig an diesem Konflikt, den zu entzerren die Behörden ihre liebe Not hatten, ist die militante Kurzsichtigkeit der Griechen, die sich durch ihre Bataillen mit dem ländlichen Korsika gleichsam selbst des notwendigen landwirtschaftlichen Zuerwerbs beraubten, und die gezielte Umkehrung des Barbarei-Arguments bzw. Vorurteils. Es scheint ein langer und mühsamer Lernprozess für die Manioten gewesen zu sein, endlich zu begreifen, dass die Korsen ihnen in puncto Ehrversessenheit und darob hochfahrenden Temperaments in nichts nachstanden, sie es also mit Leuten von gleichem Schrot und Korn zu tun hatten.

Vor allem aber brachen im städtischen Exil die inneren Widersprüche der Griechenkolonie auf, für deren Austragung es unter den existenziellen Aufbauzwängen im ländlichen Paomia und dem hohen Außendruck einer feindlichen Umwelt keinen Raum gegeben hatte. In Ajaccio begann die lange Geschichte der Erosion der Clanstrukturen, die den kulturellen Assimilationsprozess erst in Gang setzte. Schon in der Aufstellung der drei Militärkompanien spiegelten sich unterschiedliche Clanssegmente mit jeweils eigenen rivalisierenden Anführern. Noch bedeutsamer für das Aufbrechen der Clan-Einheit dürfte der Verlust der landwirtschaftlichen Existenzgrundlage von Paomia gewesen sein. Da man die eigenen Landarbeiterfamilien nun nicht mehr clanintern beschäftigen konnte, mussten sie sich andere Erwerbsmöglichkeiten, sei es im kommunalen Dienst der Stadt oder auch bei korsischen Privatleuten, suchen. Mit dem Zerfall der Wirtschaftseinheit des Clans diversifizierten sich auch die Interessen seiner Mitglieder. Dieser Erosionsprozess wurde durch die Einsicht beschleunigt, dass Ajaccio für die gesamte Griechenkolonie keine Dauerlösung sein konnte. Die Griechen stellten ja einen unverhofften Bevölkerungszuwachs von mehr als 20% dar, der für die kleine Festungsstadt längerfristig kaum zu verkraften war. So verschärfte sich die Interessengegensätze zwischen denen, die in Ajaccio bleiben wollten, und jenen, die wussten, dass das kollektiv nicht möglich war, zunehmend. Signifikant für die sich zuspitzende Lage war der Umstand, dass unter ihnen nun erneut mehr oder weniger ungedeckte Auswanderungspläne grassierten. Sie schickten Abordnungen nach Livorno und auf die Balearen (Menorca), wo die britischen Kolonialherren ihnen günstige Ansiedlungsbedingungen boten,<sup>101</sup> und verhandelten mit dem Großherzogtum Toskana, um ihr potentiellies Zufluchtsterrain auszutesten. Auf Sardinien wurde ihre verzweifelte diplomatische Mission zunächst gar mit einem Kugelhagel empfangen<sup>102</sup> – wohl weil man sie für

98 Ebd., 22f.

99 Ebd., 24.

100 Nick Nicholas, How Greek were the Greeks of Corsica? (French, Italian and Spanish Dept, University of Melbourne; <http://www.tlg.uci.edu/~opoudjis/Work/cargese.talk.mell.pdf>), 2f.; ders., Negotiating a Greco-Corsican Identity, in: Journal of Modern Greek Studies 24 (2006) H. 1, 91–133.

101 Stephanopoli, Ajaccio, 80.

102 Fermor, Mani, 149.



Seeräuber hielt. Die Geschichte kann mitunter ziemlich ironisch sein. 1750 gelang es ihnen dann doch noch, auf der spanisch verwalteten Nachbarinsel Fuß zu fassen. 52 griechische Familien wanderten aus dem Exil in Ajaccio aus und gründeten im Hügelland 15 km nördlich von Bosa an der Westküste Sardinien auf einer Anhöhe die Kolonie Montresta,<sup>103</sup> wo sie freilich ebenfalls auf den Widerstand der einheimischen Bauern und Schafzüchter stießen, die um ihre angestammten Weiderechte fürchteten.<sup>104</sup> 1754 stießen neun Familien aus Menorca wieder zu ihnen, weil die Engländer ihnen dort die freie Religionsausübung verweigert hatten.<sup>105</sup> Weitere Nachzugsbewegungen nach Sardinien scheiterten, weil die spanischen Behörden die Griechen wegen des Piraterieverdachts nicht zu nahe an ihrer korsischen Heimat ansiedeln, sondern in den äußersten Südwesten, auf die vorgelagerte Insel Sant' Antioco verschicken wollten, wo den griechischen Kolonisten aber die Böden zu schlecht waren. Schließlich eskalierten auch in Montresta die Feindseligkeiten der Einheimischen derart, dass die Griechen ihre Siedlung aufgeben mussten; 1830 lebten dort nur noch zwei griechischstämmige Familien. Die Inseln des westlichen Mittelmeers, so wenig bewohnt sie sich ausnahmen, boten kaum noch Raum für die ausweichenden Migrationsbewegungen der Griechen. In der Mehrheit liebäugelten sie mit einer kollektiven Emigration nach Andalusien, in die Region von Malaga oder Almeria, die sich ebenfalls zerschlug und ihnen lediglich den Rüffel der französischen Behörden eintrug, dass selbstherrliche Auswanderungsverhandlungen mit fremden Mächten künftig zu unterlassen seien.<sup>106</sup> Die Spielräume der Emigration waren in der späteren frühen Neuzeit zunehmend enger und durch nationalstaatliche Kalküle beschnitten geworden.

Bleibt noch der Hinweis auf das berühmte „Turnbull venture“ von 1768, eines der dunklen Kapitel der frühen amerikanischen Einwanderungsgeschichte. Nachdem Florida 1763 in britische Hände gefallen war und dringend Kolonisten benötigte, hatte der wohlhabende schottische Arzt Dr. Andrew Turnbull, Mitglied der Londoner East Florida Society, 20000 acres Land in der Absicht erworben, dort eine große Indigo- und Baumwollplantage zu errichten – die Herstellung von blauem Tuch für Militäruniformen gehörte zu den lukrativsten Geschäften im 18. Jahrhundert. Die billigen Arbeitskräfte für seine Unternehmung suchte er noch nicht in der Karibik, sondern er holte sie sich aus dem gesamten Mittelmeerraum zusammen. Seine Anwerbereise erstreckte sich vom britischen Militärstützpunkt Menorca aus über Italien (Livorno) und Griechenland bis zur kleinasiatischen Küste, und überall versprach er den Armen und Geknechteten ein besseres Leben in der neuen Welt. Seine Agenten wurden nicht nur in Korsika fündig, wo sich etwa 50 Mitglieder der griechischen Vertriebenenkolonie von Ajaccio, unter ihnen Demetrio Drimaracci mit Familie und sechs Personen mit dem einschlägigen korsischen Familiennamen Casta,<sup>107</sup> bereit erklärten, den Wechsel auf eine ungewisse Zukunft in Übersee zu

103 *Costantino Moretti*, Una colonia di Greco-corsi in Sardegna: Montresta (1750), o. O. u. J., bes. 13f. und 29; *L. Piroddi*, La colonia greca di Montresta (1750–1830), Sassari 1967.

104 *Stephanopoli*, Ajaccio, 62f.

105 Ebd., 61.

106 Ebd., 81f.

107 „Costa“ statt „Casta“ ist offensichtlich ein Lesefehler der eigenhändigen Unterschriften

ziehen, sondern es gelang ihnen auch, auf der krisengeschüttelten Mani einen in Bedrängnis geratenen Clan von ca. 200 Personen für ihr ökonomisches Abenteuer zu rekrutieren.<sup>108</sup> Die Griechen stellten also ein beachtliches Minderheitenkontingent dieses kolonialkapitalistischen Vabanque-Unternehmens. Am 31. März 1768 verließ ein Konvoi von acht Schiffen mit 1400 Passagieren unterschiedlichster Herkunft den Hafen von Mahon (Menorca). 148 Mitreisende überlebten die Atlantiküberquerung nicht, und im Juni bzw. Juli 1768 liefen die Auswandererschiffe endlich in St. Augustine ein. Doch das war nur der Anfang einer Fahrt in die Hölle. Das transatlantische Paradies von New Smyrna (in der Nähe des heutigen Daytona Beach gelegen), das Turnbull seinen Adepten versprochen hatte, entpuppte sich als öder Küstenlandstrich, umgeben von brackigen Salzwassersümpfen, aus denen Myriaden von Moskitos aufstiegen und die Malaria verbreiteten. Auf den versalzenen Sandböden gediehen die Nutzpflanzen kaum, und je weniger die Kolonie wirtschaftlich reüssierte, desto mehr ließ Turnbull den Arbeitsdruck auf die Kolonisten erhöhen – auch mithilfe der Peitschen seiner schwarzen Aufseher. Das einst mit vielen Hoffnungen verbundene Projekt schlug in ein Terrorregime um, das eher an ein Straflager erinnerte. Völlig unzumutbare Arbeits- und Lebensbedingungen, begleitet von brütender Hitze, Seuchen, Mangelernährung, Indianerüberfällen und eskalierenden internen Konflikten, dezimierten die Kolonie. Erst nach neun Jahren gelang es den übriggebliebenen 600 Arbeitssklaven, ihrem subtropischen Gulag zu entfliehen und sich in der Provinzhauptstadt in Sicherheit zu bringen. Die Ankunft dieses Elendszugs ausgemergelter Gestalten in St. Augustine im Frühsommer 1777 muss ein Bild des Schreckens gewesen sein.<sup>109</sup> Aus der Sicht der greco-korsischen Migrationsbewegungen zeigte es auf jeden Fall, wie gefährlich es war, nicht in entsprechend armierten Großgruppen zu wandern, sondern sich versprengt auf die vollmundigen Versprechungen kolonialistischer Geschäftemacher einzulassen.

1768 trat Genua gegen den Erlass seiner Schulden bei der französischen Krone die unrentable und widerspenstige Kolonie Korsika endgültig an Frankreich ab. Die französische Außenpolitik willigte in diesen Deal vor allem aus militärstrategischen Gründen ein: Man wollte kein zweites Gibraltar vor der eigenen Haustür, das die gesamte Südküste und insbesondere die kriegswichtigen Häfen Marseille und Toulon unmittelbar bedroht hätte. Zur Erinnerung: Die Engländer hatten im Spanischen Erbfolgekrieg 1704 und dann endgültig 1713 die Abtretung Gibaltars erzwungen und damit die Kontrolle über die eminent wichtige Verbindung von Atlantik- und Mittelmeerhandel errungen. Sie hatten auf den Balearen Fuß gefasst, und nun griffen sie im westlichen Mittelmeer weiter aus und fraternisierten mit den Freiheits-

---

(Schiffspassagierlisten der Turnbull-Unternehmung, in: <http://www.olivetreegenealogy.com/ships/toflacorsica.shtml>).

108 *Patricia C. Griffin*, *Mullet on the Beach. The Minorcans of Florida 1768–1788*. Gainesville 1991, 15f.

109 Die Geschichte der Turnbull-Kolonie ist gut dokumentiert: *Griffin*, *Mullet*; *Philip D. Rasico*, *The Minorcans of Florida. Their History, Language and Culture*, New Smyrna Beach, Florida 1990; *Kenneth H. Beeson Jr.*, *Fromajadas and Indigo. The Minorcan Colony in Florida*, Charleston S.C. 2006.

kämpfen auf Korsika.<sup>110</sup> Rousseau und in seinem idealistischen Kielwasser auch der einflussreiche schottische Reiseschriftsteller James Boswell sahen in ihnen die „edlen Wilden“, an deren moralischer Einfachheit die verderbte europäische Zivilisation gesunden könnte.<sup>111</sup> Es gehört zu den Paradoxien der europäischen Entwicklung, dass ausgerechnet im randständigen und notorisch umkämpften Korsika 1755 ein liberaler Verfassungsstaat etabliert worden war, der in seinen Grundzügen (parlamentarische Repräsentation, Gewaltenteilungsprinzip, allgemeine Schul- und Wehrpflicht) die bürgerlichen Errungenschaften des revolutionären Frankreich und der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung bereits vorwegnahm.<sup>112</sup> Er existierte freilich kaum 15 Jahre, seine Exekutivgewalt blieb weitgehend auf das Landesinnere beschränkt, die befestigten Hafenstädte verblieben in fremder Hand. Boswell war mit Pasquale Paoli, dem selbst exilgeprägten *paddu patriae* und charismatischen Führer der korsischen Unabhängigkeitsbewegung,<sup>113</sup> befreundet und wurde Korsikas erster Ethnograph. Er bereiste die Insel mit einem Empfehlungsschreiben Rousseaus, der ihm die Gastfreundschaft der Eingeborenen ans Herz legte,<sup>114</sup> vor deren Ränken ihn dann bei der Überfahrt die pragmatischen Livorneser Schiffsleute ebenso nachdrücklich warnten.<sup>115</sup> Am Cap Corse, der traditionellen Seefahrerregion der Insel,<sup>116</sup> empfing man ihn fürstlich mit einem Zwölf-Gänge-Menü auf Meißner Porzellan,<sup>117</sup> und es fanden sich sogar einige Seeleute, die des Englischen leidlich mächtig waren, obwohl ihre stolz zur Schau getragene britische Matrosenkleidung der lokalen Schacherwirtschaft entstammte und auf ihn wohl eher einen operettenhaften Eindruck machte.<sup>118</sup> Aus solch widersprüchlichen Quellen über die Ambivalenz des Fremden speiste sich die – von Anfang an beschädigte – bürgerliche Utopie, der Traum vom verlorenen Paradies. Sie wurde bezeichnenderweise nicht nur im zentraleuropäischen Niemandsland der Alpen, sondern auch in der korsischen Randlage lokalisiert. Als der politische Freiheitstraum der Korsen im fortgeschrittenen 18. Jahrhundert ausgeträumt war, wurde sie mit James Cooks Ent-

110 Vgl. zum englischen Einfluss auf die Geschichte Korsikas: *Michel Vergé-Franceschi* (Hg.), *La Corse et l'Angleterre XVIe – XIXe siècle*, Ajaccio 2000.

111 „Allein, ich will doch lieber eine allgemeine Wildheit von den Corsen annehmen ...“ (*Boswell*, *Corsica*, 174). Vgl. auch: *Francois Moreau*, *James Boswell entre éloges et critique: La Corse dans tous ses états*, in: Vergé-Franceschi (Hg.), *La Corse et l'Angleterre*, 29–39. Allgemein: *Karl-Heinz Kohl*, *Entzauberter Blick. Das Bild vom Guten Wilden und die Erfahrung der Zivilisation*, Berlin 1981.

112 *Jean-Marie Arrighi/Olivier Jehasse*, *Histoire de la Corse et des Corses*, Paris 2008, 317f.

113 In Morosaglia in der Castagniccia, einem typisch gebirgländlichen Zentrum des korsischen Nationalismus des 18. Jahrhunderts, geboren, musste er schon im Alter von 14 Jahren mit seinem Vater und anderen Führern der korsischen Unabhängigkeitsbewegung 1739 nach Neapel fliehen (*Arrighi/Jehasse*, *Histoire de la Corse et des Corses*, 316). Er starb nach dem Scheitern der Bemühungen um einen autonomen korsischen Inselstaat und einem vergeblichen Rückkehrversuch im Gefolge der Französischen Revolution 1807 im Londoner Exil.

114 Abgedruckt in: *Boswell*, *Corsica*, 199f.

115 Ebd., 201.

116 Zur kapkorsischen Seefahrtstradition: *Michel Vergé-Franceschi*, *La Route des Vaisseaux. Les marins corses sur les voiliers de Méditerranée: du Bastion de France à Aboukir (1533–1798)*, in: ders./Graziani (Hg.), *La Corse, Carrefour des Routes de Méditerranée*, 151–176.

117 *Boswell*, *Corsica*, 210.

118 Ebd., 207.

deckungsreisen in die exotische Südsee, ins Traumland jenseits aller konkreten politischen Erfahrungen ausgelagert. Die Realpolitik des Ancien Régime hingegen sah in diesen wuchernden bürgerlichen Utopien lediglich die militärische Bedrohung ihrer verwundbaren Südflanke, die es unbedingt zu verhindern galt.<sup>119</sup>

#### 4. Die Gründung von Cargèse 1774 und die zweite Vertreibung

Nachdem der Graf de Marbeuf 1764 mit einer Streitmacht von knapp 3000 Soldaten in Korsika gelandet war, um die außenpolitischen Interessen der französischen Krone zu wahren und drei strategisch bedeutende genuesische Fortifikationen in französische Garnisonsstützpunkte umzuwandeln, schlossen sich die griechischen Regimenter in Ajaccio ihm an. Sie wurden also de facto in die französische Armee eingegliedert und bildeten eine Art Stadtgarde. Die Griechen galten als zuverlässige und treue, aber nicht sonderlich disziplinierte Soldaten mit einem kaum zu domestizierenden Hang zu Ehrenhändeln.<sup>120</sup> Dass sie nun ihre Landestracht zugunsten französischer Uniformen wechselten, hat in erster Linie mit dem Anpassungszwang an militärische Gepflogenheiten zu tun, kann aber durchaus auch als ein erstes Assimilierungsanzeichen gelesen werden.<sup>121</sup> Den Manioten blieb schon aus wirtschaftlichen Gründen kaum etwas anderes übrig, aber die Unterstellung unter die französische Krone dürfte ihnen auch nicht schwer gefallen sein, weil sie von Haus aus Royalisten waren – und damit einmal mehr auf das falsche Pferd setzten. Louis Charles René Comte de Marbeuf (1712–1786), 1770–86 Gouverneur und „Commandant en chef“ in Korsika, war – mit einem Jahreseinkommen von 80000 Livres geradezu fürstlich ausgestattet – auch ein höfischer Lebemann, bekannt für seine rauschenden Feste in Bastia und seine Mätressenwirtschaft.<sup>122</sup> Er hielt viel von den Exilgriechen, ihrem Gewerbe- und Gemeinsinn, ihrer kriegerischen Gesinnung und der unverhofften militärischen Verstärkung, die sie auf der schwer zu kontrollierenden Insel für ihn bedeuteten. Er sah in ihnen seine persönliche Schutztruppe und wurde zu ihrem Gönner, und so entstanden, nachdem ihm für seine Verdienste von Ludwig XV. die Region von Cargèse als Marquisat verliehen worden war, bald Pläne für die Rücksiedlung der Griechen in ihre Exilheimat. 1774 erreichte Marbeuf, dass den Griechen das Gebiet von Cargèse, das nur fünf Kilometer unterhalb ihrer korsischen Erstsiedlung lag, zum Ausgleich für den Verlust ihrer Güter in Paomia zugesprochen wurde. Der Autorität des Clanführers Georges-Marie Stefanopoli („Capitan Giorgio“<sup>123</sup>), im übrigen ein Anhänger des gemäßigten Paoli-Republicanismus, gelang es, den Großteil seiner Schäflein trotz erheblichen Widerstands

119 Michel Vergé-Franceschi, *La Méditerranée: carrefour de routes et enjeu géo-stratégique*, in: ders. (Hg.), *La Corse, Carrefour des Routes de Méditerranée*, 13.

120 *Stephanopoli*, Ajaccio, 59.

121 *Nicholas*, *How Greek*.

122 *Michel Vergé-Franceschi*, *Histoire de Corse. Le pays de la grandeur*, Bd. 2, Paris 2007, 408.

123 Die Bezeichnung „capitani“ für die Clanoberhäupter, die alle lokale zivile und militärische Gewalt auf sich vereinten, ist venezianischen Ursprungs und setzte sich im 16./17. Jahrhundert zuerst auf der Äußeren Mani durch (*Chapman*, *Turkokratia*, 7).

aus den eigenen Reihen zur Rückkehr auf jenes Terrain zu überreden, von dem sie vertrieben worden waren, und so konnte noch im gleichen Jahr die Gründung Cargèses mit französischen Krongeldern in Angriff genommen werden.<sup>124</sup> Marbeuf nannte den Aufbau der Griechenkolonie von Cargèse einmal „ma fille chérie“,<sup>125</sup> und er dirigierte ihn mit dem fordernden Anspruchsdenken des Provinzpotentaten in mehr als 70 Briefen (von denen die meisten freilich der Ausstattung seines eigenen Schlosses galten) an seinen Capitaine Georges, der ihm mit den Jahren zur rechten Hand seiner Planungen wurde, mit der man einen geradezu vertraulichen Umgangston anschlug.<sup>126</sup> Diese erstaunliche Herablassung des höfischen Weltmanns hatte wohl damit zu tun, dass er die Griechen zur Verwirklichung seiner Provinzherrschaft brauchte und dass man die politischen Stürme, die mit ihrer Durchsetzung verbunden waren, nicht zuletzt die internen Querelen unter den Griechen, gemeinsam durchgestanden hatte. Als im Anfangsjahr seuchenähnliche Erkrankungen unter den Bauarbeitern von Cargèse auftraten, hatte die Fraktion derer, die in Ajaccio bleiben wollten, dies zu nutzen versucht, um Zweifel über den neuen Siedlungs-ort auszustreuen und die Abwanderungs-Entscheidung nach Cargèse doch noch zu kippen. In einem typisch spätaufklärerischen und an der windgeprägten korsischen Westküste wahrhaft absurden Diskurs über schlechte, krankheitserregende Luft,<sup>127</sup> für den beide Seiten medizinische Expertisen beibrachten, war es dem griechischen Clanführer schließlich mit Mühe gelungen, die Unterstellungen der Gegenseite als haltlose Intrige zu entlarven, hinter der ganz andere Interessen, vornehmlich an der Demontage seiner Führungsautorität, standen.<sup>128</sup>

Doch welche Interessen standen wirklich hinter der Gründung von Cargèse? Zu erinnern ist daran, dass Marbeuf einen Fortifikationsauftrag auszuführen hatte.<sup>129</sup> Das französische Militärinteresse ging offensichtlich dahin, die mehr als 100 km lange, stark zerklüftete Küstenlinie zwischen den Festungen Calvi und Ajaccio durch eine weitere militärische Anlage in der Mitte zu sichern. Es entstand eine von Militärarchitekten geplante Reißbrettstadt, auf einem Straßensattel von einer imaginären Zentralachse her halbkreisförmig in den Hang hineingesetzt, wo sich in mehreren Parallelstraßen 120 zweistöckige Häuser, alle in gleichem Stil, mit Außentreppe und schmalen, schießchartenartigen Parterrefenstern zur besseren Verteidigung, aneinanderreiheten, und im Scheitelpunkt darüber, in etwa dort, wo heute die Gendarmeriekaserne steht, ließ der Gouverneur ab 1778 sein Sommerschloss mit Orangerie, Wasserspielen und allem modischen Rokoko-Pomp errichten, deutlich

124 Ältere Darstellungen von Nachfahren der griechischen Einwanderer: *Commene Stefanopoli*, Une colonie grecque en Corse: Cargèse, Neuauflage Cargèse 1999 [1918]; *Elie Papadacci*, Histoire de Cargèse-Paomia deux cités grecques en Corse et de Piana-Ota-Porto, Paris 1967.

125 *Stephanopoli*, Cargèse, 82.

126 Ebd., 93.

127 *Alain Corbin*, Pesthauch und Blütenduft. Eine Geschichte des Geruchs, Berlin 1984, bes. 21f. u. 128f. (Ventilation).

128 *Stephanopoli*, Ajaccio, 133–160.

129 Es ist wohl alles andere als ein Zufall, dass Marbeuf 1774, also im Jahr der Gründung Cargèses, eine militärische Landesbeschreibung der Insel, die „Description locale et militaire de l'Isle de Corse“, in Auftrag gab, um die französischen Ministerien über die aktuelle Befestigungslage zu informieren (*Vergé-Franceschi*, Histoire de Corse, Bd. 2, 409).

abgesetzt und doch unverkennbar hegemonial-zugehörig – ein typisches geometrisches Kolonialprojekt des späten 18. Jahrhunderts also und eine seltsame Mixtur aus spähthöfischem Repräsentationsgebaren und militärischem Interesse. Den Korsen, die die Etablierung der französischen Herrschaft auf ihrer Insel als „Zivilisationsschock“ erlebten,<sup>130</sup> dürfte es zumindest aus vier Gründen von Anbeginn missfallen haben: Es bewegte sich auf ihrem Grund und Boden,<sup>131</sup> der nun „großzügig“ und ohne jede Rücksprache von der französischen Krone an Fremdlinge verliehen wurde, es hatte wegen der Zueignung an die Mätresse des neuen Herrn für sie vermutlich etwas Frivoles, es versuchte – schlimmer noch – ihr massives Austreibungsvotum von 1731 rückgängig zu machen, und es handelte sich unverkennbar um eine militärische Anlage, die vom Land her nur schwer anzugreifen war. Das kolonialistisch beschlagnahmte Gebiet war nichts anderes als die traditionelle Winterweide der Bischofsstadt Vico und ihrer umliegenden Gemeinden,<sup>132</sup> auf die man sein Vieh in einer mobilen Fernweidewirtschaft (Transhumanz),<sup>133</sup> die keine häusliche Stallhaltung kannte, in den dünnen Zeiten von den Sommeralmen hinunterzutreiben pflegte. Das schmale Sträßchen, das im bergigen Hinterland von Sagone die meernahe Region Paomia/Cargèse über die Bocca Cornatoghju (147 m) hinweg noch heute direkt mit dem Hochtal von Vico verbindet, war ursprünglich ein vielbenutzter Viehtreiberweg. Wenn man die Mentalität der korsischen Berggemeinden ein wenig kennt und weiß, wie sie geradezu mit Argusaugen ihre weitläufigen Gemeindegebiete, die nach unseren Maßstäben mindestens Landkreisgröße aufweisen, gegen jeden Fremdeingriff hüten,<sup>134</sup> dann gewinnt man eine gewisse Vorstellung davon, wie tief der Stachel des protzig-dekadenten französischen Kolonialprojekts auf ihren angestammten Weidegründen bei den Vicolesen gesessen haben muss.

Cargèse war noch im Aufbau begriffen, als die Französische Revolution auch die politischen Karten auf der Insel neu mischte. Die Gemeinden des Tals von Vico sahen darin die einmalige Chance, der feudalen Anmaßung die Stirn zu bieten und ihr traditionelles Weideland zurückzugewinnen. Die Vergabe von Dominialgütern an Landfremde erschien ihnen, wie auch andernorts in Korsika, als Inbegriff der politischen Willkür des Ancien Régime, und diese Auffassung einte die korsischen Gemeinden von den Notabeln bis hinunter zu den Kleinbauern. Schon im Septem-

130 Ebd., 370–390.

131 Boswell erwähnte zwar, dass das Gebiet von Cargèse/Paomia der genuesischen Staatskammer gehörte (Boswell, Corsica, 89), aber ganz offensichtlich sahen die Korsen dies anders. Jedenfalls war es zum Zeitpunkt der griechischen Landung wegen der barbaresken Pirateneinfälle als Dauersiedlungsgebiet längst aufgegeben worden.

132 1572 war der Bischofssitz wegen der ständigen Piratenüberfälle und der Malaria in den Flussmündungsgebieten des Sagone und Liamone vom Hafentort Sagone ins sichere Vico hinaufverlegt worden.

133 Lücke, Ostkorsika, 175–190; Fernand Braudel u. a., Die Welt des Mittelmeeres. Zur Geschichte und Geographie kultureller Lebensformen, Frankfurt a. M. 1987, 26–30; Dorothea Zöbl, Die Transhumanz (Wanderschafhaltung) der europäischen Mittelmeerländer im Mittelalter in historischer, geographischer und volkskundlicher Sicht, Berlin 1982.

134 Zur territorialen Kontrollfunktion der Fernweidewirtschaft: Georges Ravis-Giordani, Le troupeau errant: L'utilisation de l'espace par les bergers du Niolu (Corse), in: Antoine Casanova u. a. (Hg.), La chaîne et la trame. Ethnologie et Histoire de la Corse, Ajaccio 2005, 43–56, bes. 48.

ber 1789 kam es zu ersten Übergriffen, und in der Folgezeit verstärkten die Vicolesen den diplomatischen und militärischen Druck auf die ungeliebte Nachbarstadt.<sup>135</sup> Nachdem sie 1791 vergeblich versucht hatten, die Griechen mit militärischen Mitteln aus Cargèse zu vertreiben, verlegten sie sich auf den Rechts- und Verwaltungsweg, um ihre Territorialansprüche durchzusetzen. Die Lage in Cargèse blieb angespannt: Die nächtlichen Patrouillen mussten verstärkt, die Fortifikationen in fieberhafter Eile vorangetrieben werden. Das englische Besatzungs-Zwischenspiel auf der Insel (1794–96) gewährte der Griechenkolonie noch einmal eine Schonfrist, doch als die Briten im Oktober 1796 abzogen, nutzten die Jakobiner von Vico die Gunst der Stunde, um mit dem höfischen Günstling Marbeuf und seiner lästigen griechischen Söldnerschar aufzuräumen. Sie brannten das Schloss des Grafen nieder, vertrieben die Manioten erneut aus ihrer Siedlung und erzwangen im Mai 1797 die vertragliche Rückgabe der beschlagnahmten Ländereien an die Einheimischen.<sup>136</sup> Die Beschädigungen der Stadtanlage selbst hielten sich zwar in Grenzen (32 Häuser wurden mehr oder weniger ein Raub der Flammen<sup>137</sup>), aber für die Griechen muss es ein schreckliches *deja vu* gewesen sein. Zum zweiten Mal innerhalb von nur 60 Jahren war all ihre Aufbauarbeit vergeblich, sahen sie sich erneut auf die genuesischen Wehrtürme an der Küste zurückgeworfen, von denen ihnen schließlich nur der schleunige Rückzug über das Meer nach Ajaccio übrigblieb. Drei schwierige Monate verbrachten sie dort abermals in den Notquartieren des städtischen Exils, und es scheint, als habe diese traumatische Wiederholung der Vertreibung von 1731 ihre Kriegermoral endgültig gebrochen. Aus imaginierten spartanischen Helden waren Opfer, hilflose Spielbälle der Entwicklung der Moderne geworden. Als das Pariser Direktorium im Januar 1797 seinem General Casabianca den Befehl erteilte, die Griechen nach Cargèse zurückzuführen und dort für ihren militärischen Schutz zu sorgen, erklärten nur mehr zwei Drittel der gebeutelten Exulanten sich bereit, ihm zu folgen. Die anderen hatten offenbar genug von dem üblen Spiel, blieben entweder in Ajaccio oder wanderten aufs Festland aus und versuchten in der alten Griechenkolonie von Marseille Fuß zu fassen.

## 5. Die Dekolonisierung der Griechenkolonie im 19. Jahrhundert

Die ca. 800 Leute, die sich bereit erklärten, zum dritten Mal nach Cargèse/Paomia zurückzukehren und das Kreuz einer ungewissen Zukunft auf sich zu nehmen, waren jedenfalls nicht mehr dieselben, die 120 Jahre früher an den westkorsischen Gestaden gelandet waren. Sie waren nun endlich müde und dazu bereit, ihre hellenische *splendid isolation* zu beenden. Das lag wohl weniger an einer Veränderung ihrer subjektiven Einstellung, die womöglich genauso halsstarrig war wie bisher, sondern eher an einer objektiven Paradoxie: Der Verlust eines Drittels der vorherigen Stadtbevöl-

<sup>135</sup> Zur Eskalation der Ereignisse: *Antoine Casanova/Ange Rovere, La Revolution Francaise en Corse 1789–1800*, Toulouse 1989, 42, 44, 124f., 129, 148, 183–186 u. 250.

<sup>136</sup> Ebd., 261 u. 273; *Stephanopoli, Cargèse*, 57.

<sup>137</sup> Ebd.

kerung, die das Kolonisationsprojekt aufgegeben hatten, hatte zur Folge, dass zahlreiche unverzichtbare Funktionsstellen in der Ökonomie der Gründungsstadt, hauptsächlich in der Landwirtschaft, im Handwerk und auf dem Dienstleistungssektor verwaist waren – und nolens volens durch korsische Familien aus der Umgebung neu besetzt werden mussten. 1804 war bereits mehr als ein Drittel der Einwohner Cargèses korsischer Herkunft. Diejenigen, die resigniert hatten, bereiteten also die Bahn für die Integration der anderen. Die Errichtung einer römisch-katholischen Kirche (1817 beschlossen, ab 1829 im Bau), die der griechisch-orthodoxen genau gegenübersteht, ist im Grunde der beste Indikator, ja geradezu das Symbol für das endgültige Aufbrechen der griechischen Selbstbezogenheit und den ins Rollen gekommenen Integrationsprozess. Das straffe französische Elementarschulsystem, in dem die korsische Sprache verboten war, vom Griechischen ganz zu schweigen (das dem Privatunterricht der Popen und der innerfamiliären Tradierung vorbehalten blieb), wird seinen Teil zur kulturellen Zwangsassimilierung beigetragen haben. Andere Herrschaftsinteressen wirkten verstärkend mit herein. 1808 wurde Cargèse zum Garnisonsstandort erhoben, d. h. es wurde eine Kaserne für 500–600 Soldaten errichtet. Sie erfüllte eine doppelte Funktion. Zum einen schuf dieser demonstrative Akt der Kontinentalstaatlichkeit für die waffengewohnten griechischen Einwohner sichere Arbeitsplätze, und zum anderen bot sie ihnen militärischen Schutz vor den Übergriffen aus der Umgebung. Sie war gleichsam die bürgerliche Rationalisierung des in der Revolution abgefackelten Marbeuf-Schlusses, und sie stand genau an seinem Platz.

Dennoch hörten die politischen Nadelstiche der alteingesessenen Insulaner auch in der Folgezeit nicht auf. Insbesondere mit den Bewohnern von Vico und Renno kam es immer wieder zu Reibereien. 1814 drohten sie noch einmal zu roher Gewalt zu eskalieren, als die Vicolesen sich weigerten, einem Regierungsdekret zu folgen, das ihnen die Rückgabe der in den Revolutionsjahren zurückgeholten griechischen Landgüter abverlangte. Dass es nun nicht mehr zu kriegerischen Auseinandersetzungen wie im 18. Jahrhundert kam, verdankte sich der inzwischen weiter fortgeschrittenen familiären Integration der Fremden in die korsische Gesellschaft und den daraus erwachsenen lokalen Stimmen der Vernunft, die zur Mäßigung mahnten. Vico verzichtete ab 1830 auf weitere gewaltsame Attacken gegen den ungeliebten Nachbarn auf dem eigenen Terrain, aber zu einer endgültigen juristischen Lösung der strittigen Landnutzungsfragen kam es erst im Jahre 1882.<sup>138</sup> Die Korsen verlegten sich nun auf eine Art stillen Nervenkrieg, den sie bis heute außerordentlich gut beherrschen und der den bereits zweimal Vertriebenen die engen Grenzen ihrer Duldung aufzeigte. Die Feindseligkeit schwelte jedenfalls unterschwellig weiter, und wenn heute in Cargèse immer wieder werbewirksam betont wird, dass Griechen und Korsen seit dem frühen 19. Jahrhundert in perfekter Harmonie zusammenleben,<sup>139</sup> dann sind das die kalmierenden Beteuerungen von Leuten, die es nötig haben.

138 *Lucien Garidacci/ Claude Bonèfant*, Histoire des Greco-Corses, 2 (<http://garidacci.free.fr/histoire.htm>).

139 „Seither (d. h. seit 1830 – Anm. d. Verf.) leben Griechen und Korsen in bester Harmonie“, so lautet der fettgedruckte – und auch in anderen lokalen Publikationen unermüdlich wiederholte – Schlusssatz zur historischen Entwicklung auf der Tourismus-Homepage von Cargèse ([http://www.corsica.net/corsica/de/regajac/cargese/carg\\_his.htm](http://www.corsica.net/corsica/de/regajac/cargese/carg_his.htm)).



Die kulturelle Assimilierung der Griechen an die Inselkultur war ein schleicher, von Paradoxien nicht freier und vielfach hinter dem Rücken der Beteiligten sich vollziehender Prozess, der von den Manioten als Verlust ihrer Besonderheit, ja Einzigartigkeit erlebt und erlitten wurde. Schon im Exil in Ajaccio und verstärkt seit ihrer Rückkehr nach Cargèse begannen sich die hermetischen Clanstrukturen, in denen sie bisher gelebt hatten, langsam, aber sicher aufzulösen. Das sicherste Zeichen dafür war die Häufung der Eheschließungen zwischen Korsen (sowie auch Franzosen) und Griechen seit den 1790er Jahren – ein Trend, der sich im 19. Jahrhundert ungebrochen fortsetzte und von den französischen Behörden bewusst gefördert wurde, um den ewigen Reibereien ein Ende zu setzen.<sup>140</sup> Schon in Ajaccio hatte etwa ein Dutzend Töchter der griechischen Führungsfamilien aus dem Clan hinausgeheiratet, was auf eine erste vorsichtige Öffnung, ein ausgeprägtes Standesbewusstsein und ein starkes Bedürfnis nach familialer Statusabsicherung in einer nicht mehr ganz so fremden Umwelt schließen lässt. Man verheiratete und versorgte seine übriggebliebenen Töchter vornehmlich in bekannten Militär- und Ärztekreisen. Die Eheschließungen der Madalena Stefanopoli aus der Linie des Clanführers Micaglia mit einem französischen Chirurgen des Militärhospitals von Ajaccio, und die Heirat der Rosa Stefanopoli aus der Familie seines notorischen Gegenspielers Costantino mit dem ebenfalls französischen Apotheker derselben Anstalt waren bezeichnend.<sup>141</sup> Im Laufe des 19. Jahrhundert demokratisierten sich diese zunächst exklusiv gemeinten Außenheiraten dann, d.h. das exogame Heiratsverhalten wandelte sich von der gezielt gesetzten Ausnahme zur Regel. Der oberhalb des Hafens angelegte Gemeindefriedhof von Cargèse, dessen Grabstätten bis ca. 1900 zurückreichen, zeigt die Unumkehrbarkeit dieser Entwicklung: Man findet dort nur mehr 7 oder 8 Ehepaare, die zu beiden Teilen griechischer Abstammung waren und also das alte Endogamieverhalten fortsetzten, aber etwa zehnmal so viele „Mischehen“ zwischen Griechen und Korsen bzw. Franzosen. Spätestens ab 1900 wurde die Heirat nach draußen zu einer Normalität, die keine Sanktionen der eigenen ethnischen Herkunftsgruppe mehr nach sich zog. Andererseits wird man die nachbarliche Anerkennung der Griechen durch die korsische Bevölkerung wohl erst ab dem Zeitpunkt ansetzen dürfen, als sie die korsische Umgangssprache fließend beherrschten. Dem korrespondierte auf dem Kultsektor seit 1804 der Aufschwung des lateinischen Ritus der römisch-katholischen Kirche, der das griechisch-orthodoxe Bekenntnis in eine Minderheitenposition zu verwandeln drohte. Die Griechen waren es gewohnt, von ihren Geistlichen intensiv betreut zu werden (selbst im Exil in Ajaccio kamen 1773 acht Priester auf ca. 420 Laien), und als die erzbischöfliche Verwaltung in Ajaccio im säkularen 19. Jahrhundert den Uniertenstatus zunehmend enger auslegte und den Import missionarischer Geistlicher aus der Heimat oder auch aus Marseille stoppen wollte, gerieten die Exulanten in Seelsorgearmut. Das war insofern ein Krisensymptom, als in griechischen Familien die Vorstellung vorherrschte, dass das rechtlich-formale Glaubensbekenntnis automatisch über die Väter weitergegeben werde, während der reale Sprach- und Kulturerwerb der Nachkommen Muttersache

---

140 *Stephanopoli*, Cargèse, 10.

141 *Stephanopoli*, Ajaccio, 206 (Anhang 17).

sei und von den Popen dementsprechend erzieherisch flankiert werden müsse. Die Priesterverknappung (in Cargèse musste man wegen der Querelen mit der bischöflichen Administration ab 1822, als der letzte einheimische Pope starb, jahrelang ohne Priester auskommen und die Messe durch Laienvertreter zelebrieren lassen<sup>142</sup>), die als aufklärerisches Dämpfungsinstrument des griechischen Nationalismus gedacht war, wurde als Anschlag auf den Kern der eigenen Familienidentität verstanden und dementsprechend übel aufgenommen. Zudem konnte jedermann, der Augen im Kopf hatte, sehen, dass die prosperierende katholische Gemeinde den altgriechischen Kult über kurz oder lang marginalisieren würde. Die 1817 vom „nichtgriechischen“, d. h. bereits ethnisch und religiös durchmischten Teil der Stadtbevölkerung beschlossene Erbauung der konkurrierenden römisch-katholischen Kirche, die sich bis in die 1850er Jahre hinzog,<sup>143</sup> galt den nationalgriechischen Puristen als Menetekel für die Auflösung ihrer kulturellen Identität. Der innerstädtische Konflikt zwischen griechisch-orthodoxem und lateinischen Ritus erreichte in der frühnationalistischen Ära 1830–32 seinen Höhepunkt und strahlte bis in die 1870/80er Jahre aus, wo er einen weiteren Exodus, diesmal aus der umkämpften neuen Heimat Korsika auslöste.

#### 6. Die Auswanderung nach Algerien 1874

1874 wanderten 33 Familien aus Cargèse nach Algerien aus, also etwa ein Viertel seiner Bevölkerung. Den Vortrupp bildeten die Männer, die sich Ende Oktober 1874 in Ajaccio einschifften und in Boné an Land gingen, um im nordostalgerischen Küstenbergland die neue Siedlungskolonie Sidi Mérouane aufzubauen; erst nachdem diese Pionierarbeit geleistet war, die hartes Zupacken verlangte und – wie wohl schon hundert Jahre früher beim Aufbau von Cargèse – für die feudalen Flaunen der führenden Familien wenig Raum ließ, holten sie 1875–77 Frauen und Kinder nach. Über die Ursachen des erneuten Emigrationsschritts herrscht Uneinigkeit. Deutlich ist nur, dass der französische Staat vor allem für die unterentwickelten Küstengebiete seiner algerischen Kolonie Siedler suchte und deren Kolonisationswerk unterstützte. Weniger klar hingegen sind die internen Beweggründe für die Auswanderung in den Maghreb. Waren es schlichte demographische Ursachen oder nicht doch vielleicht auch religiös-kulturelle Motive, die die Griechen zu diesem neuerlichen Schritt ins Unbekannte veranlassten? Wenn man den relativen Kinderreichtum der griechischen Familien in Rechnung stellt (3–5 Kinder pro Familie waren die Regel<sup>144</sup>), kann man sich leicht ausrechnen, dass es nach 3–4 Generationen in Cargèse für sie im Hinblick auf die vorhandenen Ressourcen eng wurde. Die Spaltpilzmentalität gehörte daher zum traditionellen griechischen Mobilitätsverhalten. Wenn es eng wird, bildet man eben einen ausländischen Ableger. Fortwährende politische Querelen zwischen Bonapartisten und Republikanern spielten mit herein – der zunehmend

142 *Fermor, Mani*, 150.

143 Erst 1847 wurde ihr Glockenturm errichtet.

144 *Stephanopoli, Ajaccio*, 184–188 (Anhang 9).

unzeitgemäß gewordene Royalismus der Manioten.<sup>145</sup> Vor allem aber gehörten die Exulanten von 1874 zu jenen, die dem Vordringen des römisch-katholischen Kults in ihrer Stadt und der drohenden „Überfremdung“ der griechischen Kultur am entschiedensten die Stirn boten.<sup>146</sup> Waren es also die politisch-kulturellen Hardliner, die durch den Schritt ins Ungewisse („quallà in Algeria“<sup>147</sup>) ihre orthodoxe Reinheit bewahren wollten? Dafür spricht auch, dass sie in ihrer algerischen Neusiedlung keine Römisch-Katholischen aufnehmen wollten.<sup>148</sup> Andererseits konnte man nicht wissen, was einen „da drunten in Algerien“ erwartete. Ihr Kulturpessimismus kam freilich nicht ganz von ungefähr: Zum Zeitpunkt ihrer Auswanderung hatte sich das Französische als Umgangssprache allgemein durchgesetzt, und die jungen Leute verstanden ihre Muttersprache allenfalls noch passiv. Die Bemühungen um eine kleine griechische Schule mit einem muttersprachlichen Lehrer, die 1865 durch Napoleon III. zugesichert und 1882 durch Beziehungen nach Paris und Marseille mit 45 Schülern in die Tat umgesetzt worden war, trugen bereits eindeutig defensive Züge und blieben in den Anfängen stecken.<sup>149</sup> Der indigene Sprachunterricht durch die Geistlichen versandete allmählich, abgewürgt nicht zuletzt durch die katholischen Kirchenbehörden, und die Weiterreichung der eigenen Kultur innerhalb der Familien gestaltete sich angesichts des französischen Einheitsschulwesens immer schwieriger. 1934 gab es in der Region Cargèse nur mehr 30 *native speakers*, 1964 waren es nur noch vier, und 1976 starb mit Justine Voglimacci die griechische Sprache in Korsika endgültig aus.<sup>150</sup> Nach dem Erlöschen ihrer Eigensprachlichkeit blieb den Griechen nur noch der orthodoxe Kult als unverkennbares Identitätsmerkmal, an dem sie entsprechend eisern festhielten. Er gewann entgegen aller Säkularisierungstendenzen neuerlich an Gewicht, weil er nunmehr alleine den entscheidenden Unterschied setzte – ein vornehmlich nach außen gerichtetes Signet der anderen Herkunft. Bezeichnenderweise blieben die Konversionen zum römisch-katholischen Bekenntnis im 19. Jahrhundert so lange spärlich, wie die Griechen sich von der römischen Kirchenpolitik unter Konvertierungsdruck gesetzt, d. h. als eigenständige Kultur nicht anerkannt fühlten.<sup>151</sup> Noch heute bekennt sich ein Drittel der Gemeinde zur Glaubensform ihrer Vorfahren. Doch obwohl der Trend zur sprachlich-kulturellen Assimilation irreversibel war und die religiös-rituellen Gegenstrategien des späteren 19. Jahrhunderts eher folkloristisch anmuten, ging die lange Emigrationsgeschichte der Griechen nicht in diesen schlichten Antagonismen auf. Es hat den Anschein, als wäre dieser Anpassungsprozess komplizierter und vielschichtiger gewesen, und in der Tat sprechen die sozialen Fakten der Auswanderung nach Nordafrika eine andere, weit weniger puristische Sprache.

145 Vgl. nun auch den historisch-dokumentarischen Roman von: *Noelle Negroni-Colonna di Leca*, *Plus haut que l'aigle. De Cargèse à Sidi Merouane*, Paris 2008, 24.

146 *Nicholas*, *How Greek*, 3.

147 *Negroni-Colonna di Leca*, *Aigle*, 54.

148 *Marie-Claude Bartoli*, *Sidi-Mérouan, une colonie gréco-corse en Algérie*, in: *Études corses* 4 (1975), 124.

149 *Stephanopoli*, *Cargèse*, 68f.

150 *Nicholas*, *Negotiating a Greco-Corsican Identity*, 94.

151 Ausführlich dazu: ebd., 106–112.

Sidi Mérouane liegt im Department Constantine in 360 m Seehöhe auf einer Terrasse im Nordabhang des Babois-Gebirges, das über 1600 m erreicht und den schmalen Küstenlandstrich von der Sahara trennt. Westlich davon erstreckt sich die kleine Kabylei, elf Kilometer waren es in die schon in der Antike bedeutende Provinzhauptstadt Mila hinunter, die heute etwa 60000 Einwohner hat, gut 60 km östlich bis nach Constantine, und das Mittelmeer, auf das man bei gutem Wetter hinaussah, war etwa 40 km entfernt – weit genug, um sich vor Piratenüberfällen sicher fühlen zu können. Also erneut dieselbe „Hanglage mit Seeblick“<sup>152</sup> wie in Korsika und auf der Mani. Die heute dichtbesiedelte Region um Mila war damals noch weitgehend menschenleer,<sup>153</sup> und die dreiköpfige griechische Vorhut, die das Terrain im März 1874 erkundete, war überrascht von der Schönheit und Fruchtbarkeit dieses Landstrichs. Die europäischen Algerien-Kolonisten des ausgehenden 19. Jahrhunderts waren eine ziemlich buntgemischte Gesellschaft – es gab u. a. eine große schweizerische Emigrantenkolonie im Küstenhügelland von Kolea (südwestlich von Algier), die sich überwiegend aus Wallisern und Südtessinern zusammensetzte,<sup>154</sup> aber auch in Mila, wo seit 1884 beispielsweise Adrienne Louise Caroline von der Tann, Sprössling einer prominenten Münchner Militär- und Beamtenadelsfamilie, residierte,<sup>155</sup> finden sich sechs versprengte Schweizer, zwei aus Genf und vier Walliser/innen.<sup>156</sup> Auch ein paar Katalanen gab es dort sowie eine etwas größere Kolonie süditalienischer Einwanderer aus dem Mezzogiorno (Basilikata, Kalabrien, Sizilien, Sardinien).<sup>157</sup> Freilich waren das eher die bunten Hunde einer Einwanderungsbewegung, die sich ganz überwiegend aus Wirtschaftsemigranten aus dem südfranzösischen Armenhaus des Midi, den kriegsgeschüttelten Gebieten Elsass-Lothringens – und nicht zuletzt aus Korsika rekrutierte. 1896 lebten bereits 7300 Korsen in Algerien, und auf dem Höhepunkt der Kolonialbewegung schwoll ihre Zahl auf ca. 100000 an – „une petite Corse“.<sup>158</sup> Dass wir über die algerische Auswanderung und die Entstehung der mit unverkennbar rassistischem Unterton später sogenannten „pieds-noirs“ sozialhistorisch einigermaßen präzise informiert sind, verdankt sich einem Glücksfall, nämlich den unermüdlichen genealogisch-familienhistorischen Archivrecherchen von Suzette Granger, einer in Nîmes praktizierenden Physiotherapeutin, die selbst 1943 in die spannungsgeladenen Kolonialverhältnisse der nordostalgerischen Küstenregion hineingeboren wurde. Die von ihr erhobenen Personaldatenserien des Etat Civil d’Algerie<sup>159</sup> zeigen vor allem, wie komplex die

152 Zu den tieferliegenden Schutzmotiven dieser ‚privilegierten‘ Siedlungsortswahl: Fritz W. Kramer, Hanglage mit Seeblick, in: ders., Schriften zur Ethnologie, hg. von Tobias Rees, Frankfurt a. M. 2005, 231–245.

153 Während sie nach einer Schätzung von 2006 ca. eine Viertelmillion Menschen umfasst, hatte sie bei der Ankunft der Griechen nur etwa 1300–1400 Bewohner.

154 Suzette Granger, Suisses Mariés ou décédés en Algérie. D’où viennent-ils? (Liste schweizerischer Einwanderer nach Algerien 1843–1902).

155 Suzette Granger, Herkunftsliste der Einwanderer in die Provinz Mila 1876–1902, Nr. 550.

156 Ebd., Nrn. 583–588.

157 Ebd., Nrn. 553–580.

158 Claude Liauzu, Histoire des migrations en Méditerranée occidentale, Brüssel 1996, 42.

159 Als allgemeiner Zugang zu ihren demographisch-migrationshistorischen Algerien-Recherchen: Suzette Granger, Algeria Civil Status Decennial Tables. Data (<http://pagesperso-orange.fr/sgranger/english.html>).

griechische Pionierarbeit in Sidi Mérouane mit der allgemeinen Armuts- und Arbeitsmigration der Industrialisierungsära, dem Kolonialismus und speziell mit der Abwanderung aus Korsika verwoben war.

Zunächst freilich sollte man einen Moment innehalten und die historische Paradoxie realisieren, dass die griechischen Wanderer nun genau dort gelandet waren, wovon ihre Vorfahren vor 200 Jahren angeblich geflüchtet waren – nämlich mitten im Islam. Die kulturelle Verstärkung der Heimatbezüge schien also geboten. Die rechtwinklig angelegte neue Siedlung war gleichsam ein architektonisches Zitat von Cargèse. Die Hausformen waren genau dieselben, nur musste man die Anordnung der Häuser, die einem in Korsika noch von der französischen Militärarchitektur vorgegeben worden war, diesmal selbständig planen und den nordafrikanischen Klimaverhältnissen anpassen. Sidi Mérouane lag zwar nicht weiter südlich als die Mani, also noch in der mediterranen Grünlandzone mit ihren heißen Sommern und feuchten Wintern, aber das riesige Wüstenhinterland sorgte doch für extreme Klimaschwankungen und andere Unbilden, die den Neusiedlern das Leben schwer machten. Dürreperioden, Heuschreckenplagen, Augenkrankheiten und Fieberepidemien, die durch die umliegenden Sumpfgebiete noch verstärkt wurden, setzten dem Neuanfang auf unbekanntem Terrain ebenso gewisse Grenzen wie notorischer Kapitalmangel.<sup>160</sup> Zudem war die weitläufige Nachbarschaft der halbnomadischen Berberstämme eine ziemlich unberechenbare Größe. Dennoch scheint sich die Kolonie zunächst gut entwickelt zu haben. Zehn Jahre nach ihrer Gründung hatte sie bereits 600 Einwohner, und in den Jahren 1880–1901 verzeichnete sie über 70 Hochzeiten und 357 Geburten.<sup>161</sup> Bereits 1885 kam es zur Gründung des nahegelegenen Ablegers Grarem sowie zweier weiterer kleinerer Siedlungen in Ferdoua und Siliana. Bei der landwirtschaftlichen Erschließung dominierten zunächst die Trockenlegung der Sumpfgebiete und andere öffentliche Arbeiten. Als Schwerpunkt kristallisierten sich allmählich der Weinbau und die Rosinenproduktion heraus; daneben trieb man auch Rinderzucht und andere Viehhaltung sowie in beschränktem Umfang auch Getreideanbau. Eine orthodoxe Kirche, die wie in Cargèse den hl. Spiridion als Schutzpatron hatte, ein Postamt und eine mit griechischen Lehrern bestückte französische Grundschule wurden errichtet, die auch den einheimischen Kindern der benachbarten Weiler Unterricht erteilte und deshalb auf Grundkenntnisse des Arabischen nicht verzichten konnte.<sup>162</sup> Die kommunalen Leitungsfunktionen in Verwaltung, Schule und Kult lagen ausschließlich in Händen der Griechen, und die französische Kolonialverwaltung klagte mitunter darüber, dass sie auf die Sicherheit ihrer Investitionen überaus bedacht seien.<sup>163</sup> Wenn man sich ihre Vorgeschichte vor Augen führt, kann das nicht verwundern. Es deutet vielmehr auf den tiefgreifenden Mentalitätswandel hin, den die ewigen Exulanten seit ihrer Flucht von der Mani durchgemacht hatten – von risikobereiten feudalen Haudegen zu eher ängstlichen Agrarkolonisten. Ihre soziale Einstellung freilich,

160 *Edgar Scotti*, Uniates du Peloponnèse, in: *L'Algérieniste* 88 (Dez. 1999), 4 (<http://www.cerclealgerianiste.asso.fr/contenu/villes315.htm>).

161 *Suzette Granger*, Commune Mixte de Mila, 3 sowie: dies., Sidi Mérouane Mariages 1881–1902 (Heiratsliste).

162 *Marc Monnet*, Villages corses en Algérie, in: *Revue „Les Africains“* 56 (1981), 23.

163 *Scotti*, Uniates, 4; *Bartoli*, Sidi-Mérouan, 111–142.

etwa in der quasifamilialen Versorgung von Waisenkindern, in der sich im Grunde althergebrachte Clanstrukturen spiegelten, galt den Behörden als vorbildlich. Wenn sie mit ihrem Weggang aus Korsika die nationalpuristische Absicht verbunden hatten, die Reinheit der griechischen Kultur zu bewahren, dann schienen ihnen die unmittelbaren Folgen ihres Emigrationsschritts zunächst recht zu geben. Die algerischen Zivilstandslisten zeigen, dass die drohende ethnisch-kulturelle Vermischung mit der einheimischen Bevölkerung in Nordafrika vorübergehend rückgängig gemacht und die gewohnte Endogamie der griechischen Führungsfamilien wiederhergestellt wurde. Die Voglimacci, Dragacci, Exiga, Frimigacci, Ragazzacci, Zanetacci usw. heirateten nun wieder ausschließlich untereinander.<sup>164</sup>

Aber dieses Konservativ-Herkunftswahrende war nur die eine und am Ende vielleicht weniger bedeutsame Seite ihrer erneuten Emigration. Die andere bestand in der Sogwirkung, die die Gründung von Sidi Mérouane auf Teile der westkorsischen Gesellschaft ausübte. Man kann sich des Eindrucks kaum erwehren, dass hier die wenig später einsetzende Massenauswanderung der Korsen auf das französische Festland und in den Maghreb im Kleinmaßstab schon vorweggenommen wurde.<sup>165</sup> Von den 184 Personen, die 1876–1902 von Korsika in die nordostalgerische Region Mila auswanderten (die Pioniere von Sidi Mérouane offenbar nicht miteingerechnet), waren etwa zwei Drittel griechischstämmig.<sup>166</sup> 104 von ihnen stammten aus Cargèse und 14 aus der Griechenkolonie von Ajaccio. Es erstaunt nicht, dass eine Minderheit der 1774 in Ajaccio Zurückgebliebenen nun in Afrika wieder zu ihren Verwandten stieß, ebenso wie Etienne Lugaro, dessen Vorfahren damals nach Marseille ausgewandert waren und der nun 1902 in den Schoß seiner Familie zurückkehrte und die Korsin Marie Casta heiratete.<sup>167</sup> Die nachziehenden Griechen hatten dabei nur zwei Zielorte: Sie gingen natürlich überwiegend nach Sidi Mérouane, aber sie bildeten auch in der Provinzhauptstadt Mila eine kleine griechische Kolonie und schlugen damit gleichsam eine Brücke zwischen ländlicher Agrarsiedlung und städtischem Milieu. Interessanter noch ist das restliche Drittel nichtgriechischer Nachzügler. Es dürften zwar einige in Korsika angeheiratete Verwandte unter ihnen gewesen sein, die wegen ihrer korsisch-italienischen Familiennamen als Clan-Anhang nicht auf den ersten Blick zu erkennen sind, aber in der Mehrheit waren es ohne Zweifel ländliche Korsen, die sich durch die Armutsverhältnisse auf der Insel gezwungen sahen, sich auf die Spur der griechischen Exulanten zu setzen, in welcher ungewisse Zukunft sie auch immer führen mochte.<sup>168</sup> Die korsischen Nachzügler

164 Granger, Mariages Sidi Mérouane 1881–1902; dies., Mariages des villages de la Commune Mixte de Mila 1874 à 1902. Vgl. auch: Liauzu, Histoire des migrations, 93–100.

165 Allgemein zur Rolle Korsikas im französischen Kolonialreich und Kolonisierungsprozess: Musée de la Corse (Hg.), Corse – Colonies. Colloque 19–20 Septembre 2002, Ajaccio 2003.

166 Die folgenden Angaben nach: Suzette Granger, D'où viennent-ils? Commune mixte de Mila (Herkunftsliste der Einwanderer in die Provinz Mila 1876–1902).

167 Ebd., Nr. 58; Heiratsliste Sidi Mérouane, Nr. 30.

168 Auch dieser erstaunlich anmutende Schritt war nicht bar jeder Tradition: Es hatte schon seit dem 15./16. Jahrhundert neben den ‚unfreiwilligen Emigrationen‘, d.h. der Verschleppung durch maghrebische Piraten, vereinzelt auch freiwillige Auswanderungen vor allem von Kapkorsen nach Nordafrika und auch Konversionen zum Islam gegeben (Arrighi/Jehasse, Histoire de la Corse et des Corses, 291–297; Vergé-Franceschi, Histoire de Corse, Bd. 1, 214–218).

rekrutierten sich aus ganz Westkorsika, von Piana im Golf von Porto im Norden über die Cinarca und zentralkorsische Orte wie Petreto-Bicchisano und Aullène bis hinunter ins Sartênais.<sup>169</sup> Sie wandten sich in der Mehrzahl (22 Personen) nach Sidi Mérouane, aber verstärkt auch in die Provinzstadt Mila (14 Personen) und in benachbarte Siedlungsdörfer, die nicht unter griechischer Kuratel standen. Es waren auffallend viele Frauen unter ihnen, und nicht minder auffällig ist, dass sie, obwohl zumeist im schützenden Familienkonvoi angereist, in der Zielregion oft nicht zusammenblieben, sondern sich auf mehrere benachbarte Orte verteilten. Das legt die Vermutung nahe, dass es sich um korsische ländliche Unterschichtenangehörige handelte, die ihrer griechischen ‚Herrschaft‘ ins Exil nachreisten, um sich bei ihnen – oder notfalls auch bei anderen, die Arbeitsbedarf hatten, in den Dienst zu begeben.<sup>170</sup> Die selbstherrliche griechische Emigrationsbewegung, die freilich auf Korsika ziemlich gebeutelt worden war, verschachtelte sich mit der modernen korsischen Armutsauswanderung – die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. Selbst neun Bewohner aus der alten Erzivalin Vico<sup>171</sup> und kleineren Orten in der Umgebung der Bischofsstadt<sup>172</sup> wanderten im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts nach Mila und Sidi Mérouane aus – ein klarer Hinweis darauf, wie weit die Integration der Cargèser Griechen in die korsische Gesellschaft zum Zeitpunkt ihrer Auswanderung nach Algerien 1874 schon gediehen war. Man zieht schließlich nicht hinter Leuten her in die Ferne, die man nicht ausstehen kann. Andererseits ließ sich die Zahl der Fernzuwanderer nach Sidi Mérouane, die nichts mit dem korsischen Hintergrund zu tun hatten, an den Fingern abzählen, was noch einmal den geschlossenen Charakter dieser Agrarkolonie verdeutlicht. Von insgesamt 12 Fällen lassen sich mindestens zwei direkt auf die griechischen *connections* zurückführen: Von Etienne Lugaro aus Marseille war schon die Rede. Ungleich höheren Gesprächsbedarf dürfte die Ankunft des Jérôme Athanase Stavrakas im November 1885 ausgelöst haben, der ausgerechnet aus Ithaka, der Heimat des Odysseus und einer auch in der Moderne klassischen ionischen Emigrationsinsel, stammte.<sup>173</sup> Eine weitere Ironie der Geschichte. Die restlichen zehn nichtgriechischen Fernzuwanderer kamen, wie nicht anders zu erwarten, überwiegend aus dem Midi (acht Personen) und aus den Abwanderungsgebieten Savoyens und der Dauphiné. – Und dennoch bleibt am Ende eine binnenkolonialisatorische Paradoxie zu konstatieren: Die korsischen Nachzugsbewegungen nach Sidi Mérouane sorgten dafür, dass der schon in Cargèse eingeläutete Prozess des griechischen Sprachverlusts sich auch in Nordafrika munter fortsetzte. Um 1930 war die alte Muttersprache praktisch vollständig durch das Französische und Korsische ersetzt.<sup>174</sup>

169 Herkunftsliste der Einwanderer von Mila, Nrn. 195–245.

170 Vgl. auch: Renate Dürr, Die Migration von Mägden in der frühen Neuzeit, in: Marita Krauss/Holger Sonnabend (Hg.), Frauen und Migration, Stuttgart 2001, 117–132.

171 Direkt aus Vico kam Angèle Casta im Oktober 1896 nach Sidi Mérouane. Der Vicolese Joseph Marie Pinelli war schon 1880 nach Mila ausgewandert (Herkunftsliste der Einwanderer von Mila, Nrn 243 u. 244).

172 Es handelt sich um Migranten aus Renno, Soccia, Orto und Guagno sowie den etwas entfernter liegenden Bergorten Coggia und Casaglione (Cinarca).

173 Herkunftsliste der Einwohner von Mila, Nr. 552.

174 Blanken, Les Grecs de Cargèse, 12; Nicholas, Negotiating a Greco-Corsican Identity, 114f.

Auch Sidi Mérouane hat die Hoffnungen, die von sehr verschiedener Seite einmal in diesen Exilort gesetzt wurden, nicht erfüllen können; es ist heute eine relativ gesichtslose, in der üblichen Betonbauweise aufgeführte algerische Kleinstadt von ca. 9000 Einwohnern, die ganz andere Probleme und ihr historisches Bewusstsein deshalb mehr oder weniger ausradiert hat.<sup>175</sup> Von ihren Gründern existiert kaum noch eine Spur; selbst der orthodoxe Friedhof ist verschwunden. Es war wohl nicht zuletzt die wirtschaftliche Prosperität, die schließlich zur Auflösung dieser ehemals geschlossenen griechischen Kolonialgesellschaft führte. Sie lockte die rasch wachsende einheimische Bevölkerung aus der Umgebung an, die zunächst in die Rolle dienstbarer Geister verwiesen wurde, aber längerfristig die demographische Oberhand gewann. Die Moschee stand bald gleichberechtigt neben der Spiridion-Kirche, und das „Überfremdungs“-Schicksal von Cargèse, dem man entflohen war, drohte einen erneut und noch drastischer einzuholen. Die französische Kolonialverwaltung sah sich außerstande, dem Wunsch der griechischen Kolonie nach mehr Agrarland nachzukommen, weil das die arabischen Einheimischen gegen sie aufgebracht hätte,<sup>176</sup> und als sich nach dem Ersten Weltkrieg die Förderung der Weinbaukultur, also des Haupterwerbszweigs der Kolonie, auf andere algerische Gebiete verlagerte,<sup>177</sup> wurde es für die Exilgriechen wieder einmal eng. 1940 resignierte der letzte Pope,<sup>178</sup> und 1946 hatte das mühsam aufrechterhaltene ethnische Gleichgewicht in der Stadt endgültig umgeschlagen: 17 griechisch-korsischen Familien standen nun 60 muslimische gegenüber.<sup>179</sup> Die nationalistische Algerisierung Algeriens trat auf den historischen Plan und unterwanderte abermals die griechische Exilidee. Die Griechen, immer noch stolz und zugleich zu oft schon untergebuttert, reagierten darauf planlos. Waren sie bisher – ihr traditionelles Erfolgsrezept – immer kollektiv, in großen Trecks und hierarchischen Clanzusammenhängen vor ihren realen wie vermeintlichen Feinden ausgewichen, so begannen sie nun ihr Überlebensglück auf eigene Faust zu suchen. Die einzelnen Familien brachen aus der überkommenen Clanstruktur aus, zogen den verlorenen Subsistenzmöglichkeiten nach und suchten ihr Heil in anderen Regionen Algeriens, im ländlichen Lutaud etwa (1922)<sup>180</sup> oder auch in der städtischen Zuflucht in Oran und Algier. Die politische Biographie des Nicolas Zannetacci kann als ein – freilich etwas aus dem Rahmen fallendes – Beispiel für die damit verbundene Diffundierung der Interessen und Lebensperspektiven gelten: Seine mittellose Familie (der Vater war Straßenwärter) hatte Sidi Mérouane gegen Ende des 19. Jahrhunderts verlassen und war westwärts nach Bordje-Bou-Arredidje weitergezogen. Er begann als Bauarbeiter in Algier, stieg in der Gewerkschaftsbewegung rasch auf und wurde 1947 Bürgermeister von Oran, der europa-zentrierten Metropole Algeriens. Er zählte

175 Irene Stacher, Bevölkerungsmobilität im Maghreb und im westlichen Mittelmeerraum seit Mitte des 19. Jahrhunderts, in: Albert Kraler u. a. (Hg.), Migrationen. Globale Entwicklungen seit 1850, Wien 2007, 151–170.

176 Stephanopoli, Cargèse, 75f.

177 Scotti, Uniates, 5.

178 Ebd., 6.

179 Granger, Commune Mixte de Mila, 3.

180 Stephanopoli, Cargèse, 79.



zu den Mitbegründern der kommunistischen Partei Algeriens, spielte gemeinsam mit seinem Sohn Henri eine bedeutende Rolle in der linken Tageszeitung „Alger Républicain“ und unterstützte entschieden den antikolonialistischen Kampf der algerischen Befreiungsbewegung FLN.<sup>181</sup> – Jedenfalls splitterte sich die griechische Migrationsbewegung nun endgültig auf, und ihre Emigrationsmentalität begann sich nach dem modernen Motto, dass jeder seines eigenen Glückes Schmied sei, zu individualisieren. Das war eigentlich die ideale Voraussetzung dafür, um in der algerischen „Wirtskultur“ sang- und klanglos aufzugehen. Doch es kam nochmals anders und radikaler. Nach dem Ende des algerischen Unabhängigkeitskriegs (1954–62) mussten im Herbst 1962 alle nichtalgerischen Siedler, also über eine Million Menschen das Land verlassen, unter ihnen auch die griechischen Kolonisten. Für sie war dieser neuerliche Hinauswurf zweifellos eine traumatische Erfahrung – ließ sich die bittere Frage, ob das denn niemals aufhöre, doch nun wirklich nicht mehr von der Hand weisen. Die meisten Algerienflüchtlinge siedelten sich im südfranzösischen Küstenbereich an, wurden rasch in den expandierenden Arbeitsmarkt integriert und trugen so maßgeblich zum wirtschaftlichen Aufschwung der strukturschwachen Region bei.<sup>182</sup> Ca. 17000 dieser „pieds-noirs“ wurden von der französischen Regierung nach Korsika verpflanzt, genauer: in die ostkorsischen *plaines*, wo sie Wein- und Agrumenanbau im industriellen Stil betreiben sollten. Die Frage, ob unter ihnen nicht auch Exilgriechen waren, legt sich aufgrund deren besonderer horti- und vitikultureller Kompetenzen nahe. Sehr wahrscheinlich ist ihre Wiederkehr allerdings nicht; mir ist auf den großen Agrarkooperativen um Aleria und Ghisonaccia noch nie einer der bekannten Cargèsischen Familiennamen begegnet.<sup>183</sup> Ihre Erfahrungen mit dem ländlichen Korsika und seinen Rankünen waren wohl insgesamt zu schlecht, um eine Rückkehr auf die Insel in Erwägung zu ziehen. Sie zogen das kosmopolitisch-anonyme städtische Leben in den Großräumen von Marseille und Paris vor, das ihrem beständig angewachsenen Sicherheitsbedürfnis eher entsprach, und sie waren für das, was ihnen, den ewig Geprügelten und zugleich unentwegten Stehaufmännchen der europäischen Kultur, am wichtigsten sein musste, schließlich auch bereit, den hohen Preis ihrer Französisierung zu entrichten.

181 *Christian Paoli*, *Les Corses du Maghreb: Libéraux, Progressistes et Révolutionnaires*, in: *Corse-Colonies*, 62.

182 *Jean-Jacques Jordi*, ‚Pieds-Noirs‘ aus Algerien in Frankreich seit 1954, in: Klaus J. Bade u. a. (Hg.), *Enzyklopädie Migration in Europa*, 852–854. Und noch eine letzte Ironie der – an Ionien so reichen – mediterranen Migrationsgeschichte: Objektiv betrachtet, bildete die Vertreibung der Algerienfranzosen lediglich den Auftakt der großen maghrebinischen Emigration nach (Süd-)Frankreich, die sich seit den 1970er Jahren intensiviert, u. a. die neue Rechte um Le Pen als Abwehrreaktion hervorbrachte und die französische Innenpolitik bis heute, etwa durch die Jugendunruhen in den Banlieus, in Atem hält (*Ulrich Mehl*, *Maghrebiner in Frankreich seit der Dekolonisation in den 1950er und 1960er Jahren*, in: ebd., 772–781). Allgemein auch: *Michèle Tribalat*, Die Zuwanderung von Ausländern nach Frankreich, in: Heinz Fassmann/Rainer Münz (Hg.), *Migration in Europa. Historische Entwicklung, aktuelle Trends, politische Reaktion*, Frankfurt – New York 1996, 89–118.

183 Es handelt sich dabei lediglich um etwa 30 Namen (*Blanken*, *Les Grecs de Cargèse*, 266).

## 7. Schluss

Die Griechen gehörten schon seit ihren frühantiken Kolonisationsbewegungen zu den wanderfreudigsten Völkern des Mittelmeerraums, und daran hat sich auch in der Neuzeit nichts geändert.<sup>184</sup> Nicht nur Bevölkerungsdruck und Handelsinteressen, sondern auch der ausgeprägte Unternehmungsgeist, ja eine gewisse Abenteuerlust ihrer Führungseliten hatten von Anbeginn dazu beigetragen, das mediterrane Migrationsterrain ziemlich weitläufig und ohne klar definierbare Referenz zum Herkunftsort abzustecken.<sup>185</sup> „The idea of cutting loose and taking off – ‚anachoresis‘ is the usual Greek term – constitutes a characteristic mentalité of the (antique) time.“<sup>186</sup> Die Netzwerkstrategie der griechischen Migration verfolgte stets einen doppelten Zweck: Sie erweiterte den Handlungsspielraum durch Neugründungen und entlastete zugleich die städtischen Mutterkolonien von ihrem Bevölkerungsüberschuss. Ihr vorherrschender Kultur-Entwurf war traditionistisch insofern, als er sich stets am Rande des Bekannten bewegte und alte Netzwerke für neue Zwecke zu nutzen suchte, aber er enthielt zugleich eine erstaunlich modern anmutende Brechung des Geschichtsbewusstseins: Man konnte sich jederzeit auf die Socken der exilierten Vorfahren machen, ohne dadurch seine eigene Zukunft zu determinieren – womöglich eine bisher zu wenig beachtete alltagskulturelle Wurzel der persönlichen Freiheitsidee, die den westlichen Zivilisationsentwurf bestimmen wird. Und dennoch war das, was die genuesische, korsische, französische und algerische Geschichte der Neuzeit den Flüchtlingen von der Mani abverlangte, ein starkes Stück, das aus ihnen andere Menschen machte. Ihre Emigrationsspur führte bezeichnenderweise immer nur nach Westen<sup>187</sup> – auch darin folgte sie dem mainstream einer mehr als zweitausend Jahre alten Wandertradition. Korsika war ihre zweite bzw. richtiger gesagt: bereits dritte Heimat, ein heißes Pflaster, auf dem viele von ihnen nicht wirklich heimisch werden konnten und das die beängstigende Vorstellung hervorrief, nirgendwo gelitten zu werden. Was sich in ihren Köpfen abgezeichnet haben mag, war die traditionelle Idee der Odyssee, der schon bei Homer das Happy End bekanntlich versagt geblieben war.<sup>188</sup> Dennoch lässt sich

184 Vgl. etwa den knappen Überblick über die griechischen Auswanderungen seit dem 18. Jahrhundert bei: Richard Clogg, *The Greek Diaspora: the Historical Context*, in: ders., *The Greek Diaspora in the Twentieth Century*, London – New York 1999, 1–23.

185 Karl-Joachim Hölkeskamp, *Das Dritte Griechenland* (Interview), in: *Geo Epoche* 13 (2004), 98–101, Internet-Reprint in: *The Greek World 2003–2005* ([www.greek-world.de](http://www.greek-world.de)).

186 *Peregrine Horden/Nicholas Purcell*, *The Corrupting Sea. A Study of Mediterranean History*, London 2000, 384. – Ausführliche kritische Rezension dazu: *Gadi Algazi*, *Diversity Rules: Peregrine Horden and Nicholas Purcell's The Corrupting Sea*, in: *Mediterranean Historical Review* 20 (2005), 227–245.

187 Bis 1830 waren die nichtkirchlichen griechischen Führungseliten kulturell fast ausschließlich an Westeuropa orientiert (*Nikolaos-Kommenos Hlepas*, *Ein romantisches Abenteuer? Nationale Revolution, moderne Staatlichkeit und bayerische Monarchie in Griechenland*, in: Alexander von Bormann (Hg.), *Ungleichzeitigkeiten der Europäischen Romantik*, Würzburg 2006, 165–203, bes. 198).

188 Sie endete nicht mit der Heimkehr des Odysseus, sondern mit dem Massaker an den Freiern seiner Frau, das unweigerlich in die Katastrophe des Bürgerkriegs geführt hätte, wenn die Götter nicht ein Einsehen gehabt hätten (*Egon Flaig*, *Tödliches Freien. Penelopes Ruhm, Telemachs Status und die sozialen Normen*, in: *Historische Anthropologie* 3 (1995) H. 3, 364–388).

das klassische Denkmuster der Exilgeschichte, die das Mitleid des Publikums erregt, um ihr Schicksal nicht ungebrochen stricken, weil es den verstörenden Umstand gibt, dass sie von Anfang an nicht nur Opfer, sondern zugleich Täter waren. Aber auch dieser vermeintlich absolute Gegensatz der bürgerlichen Moral versank am Ende in der Weite des historischen Raums. Bemerkenswert erscheint zunächst, dass es 200, ja wenn man so will, sogar 300 Jahre dauerte, bis die Griechen von der korsisch-französischen Inselkultur absorbiert wurden. Gewiss stellten der maniotische Kriegerhabitus und die Bewahrung der anderen Religion wesentliche Integrationshindernisse dar, aber sie alleine vermögen nicht ausreichend zu erklären, warum es nicht 2–3 Generationen, wie die moderne Migrationsforschung annimmt,<sup>189</sup> sondern eher 6–8 dauerte, bis die Griechen in der gastgebenden Kultur aufgingen. Es liegt auf der Hand, dass die Feindseligkeit der korsischen Umwelt und vor allem die zweimalige Vertreibung Trotzreaktionen bei den Betroffenen auslösten, die einen gesteigerten Durchhaltewillen und erhöhten Abgrenzungsbedarf mit sich brachten. Zudem hatten die wanderungsgewohnten und im Umgang mit Fremdkontakten routinierten Griechen ihre eigenen Formen und Fähigkeiten entwickelt, in einer fremden Umwelt ihre Besonderheit zu wahren.<sup>190</sup> Zu diesen zählten das Weiterwandern als Schutz vor kultureller Absorption, ein stark ausgeprägtes Nationalbewußtsein,<sup>191</sup> das durch den Philhellenismus gleichsam von außen abgesegnet wurde, und nicht zuletzt ihr Kult, der selbst den Verlust der Eigensprachlichkeit überdauerte. Ein zweites Charakteristikum ist nicht minder auffällig: So hoch die Wogen der Auseinandersetzung mit der fremden Kultur in den ersten 130 Jahren nach ihrer Landung auf Korsika gingen, so unspektakulär und schleichend vollzog sich ihr Anpassungsprozess dann im 19. und 20. Jahrhundert. Er speiste sich zunächst aus der uralten Einsicht, dass der Kriegerhabitus lediglich eine temporäre Erscheinung darstellt, die sich nicht auf Dauer stellen lässt, ohne sich damit unwägbareren Risiken der Überlebenssicherung auszusetzen. Er schliff sich dementsprechend langsam, aber sicher ab. Die andere, vielleicht noch massivere Erfahrung der Moderne bestand darin, dass man es nun mit übermächtigen historischen Entwicklungskräften zu tun bekam, die auf althergebrachte kleine und feine Unterschiede keine Rücksicht mehr nahmen. Die französischen Militärs der beiden Weltkriege interessierten sich nicht länger für die alten Scharmützel zwischen Korsen und Griechen, sondern sie nahmen, wie Kolonialmächte das zu tun pflegten, die renitenten Insulaner als unbequeme Einheit – und schickten sie in vorderster Front ins Feuer. Auf den korsischen Heldengedenktafeln erschienen daher mit dem weit überproportionalen Blutzoll der eigenen Opfer (30000 Tote, also ca. 15 % der Ge-

189 Dirk Hoerder/*Jan Lucassen/Leo Lucassen*, Terminologien und Konzepte in der Migrationsforschung, in: Klaus J. Bade u. a. (Hg.), *Enzyklopädie Migration in Europa*, 47 u. 50. Als Pionier-Fallstudie: *Werner Schiffauer*, *Die Migranten aus Subay – Türken in Deutschland. Eine Ethnographie*, Stuttgart 1991.

190 Vgl. auch: *Ioannis Karachristos*, Theoretische Überlegungen zur Wahrnehmung der Migration am Beispiel der Migrationen griechisch-orthodoxer Bevölkerungsgruppen Kleinasiens, in: Wolfram Hörandner u. a. (Hg.), *Wiener Byzantinistik und Neogräzistik*, Wien 2004, 231–240.

191 Zur Konstruktion des griechischen Nationalismus: *Antonios Liakos*, *Historical Time and National Space in Modern Greece*, in: Tadayuki Hayashi/Hiroshi Fukuda (Hg.), *Regions in Central and Eastern Europe. Past and Present*, Sapporo 2007, 205–227.

samtbevölkerung<sup>192</sup>) auch die italianisierten Griechen-Namen. Mehr als 80 Gefallene hatte Cargèse schon im Ersten Weltkrieg zu beklagen; etwa die Hälfte von ihnen war griechischstämmig.<sup>193</sup> Ähnlich homogenisierend wirkte der zunehmende Armutsdruck der Insel, auf der die landwirtschaftlichen Ressourcen zunehmend knapper wurden und die Industrialisierung ausblieb. Er führte schließlich dazu, dass drei Viertel der einheimischen Bevölkerung nicht mehr in Korsika leben konnten, sondern sich im Militärdienst der französischen Kolonialarmeen verdingen oder, häufiger noch, als Arbeitsmigranten auf das französische Festland ausweichen mussten – ein Massenexodus des späten 19. und 20. Jahrhunderts,<sup>194</sup> dem gegenüber die Wanderungen der Greco-Korsen nur eine unscheinbare historische Anekdote darstellen. Der Takt der staatlichen Fährverbindungen folgt noch heute eher den saisonalen Heimatrückkehrern als den touristischen Interessen. Die Korsika-Frage an die französische Nation wird seitdem von Marseille und Nizza aus gestellt,<sup>195</sup> aber sie hat dennoch auch andere und historisch tieferegehende Exilhintergründe, die man nicht vergessen sollte. Korsika war beileibe nicht nur der „französische Hinterhof“, aus dessen Tristesse sich unverhofft ein Napoleon Bonaparte entwickelte, sondern es war auch eine Exilinsel, auf der sich die Kulturen in der frühen Neuzeit ansatzweise gemischt und neue Erfahrungsräume eröffnet hatten.<sup>196</sup> Das war die Voraussetzung dafür, dass die Ile de Beauté sich im 19. Jahrhundert zu einer Drehscheibe der modernen Armuts- und Arbeitsmigration im westlichen Mittelmeerraum entwickeln konnte. Dass die von griechischen Pionieren gegründete algerische Zweigkolonie sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts zum Anlaufpunkt von Arbeitsmigranten aus ganz Westkorsika entwickelte, ist dafür ein kleines, aber schlagendes Beispiel. Cargèse ist nicht nur im heutigen Tourismusgeschäft, sondern auch historisch eher ein Durchgangsort, eine Art kultureller Durchlauferhitzer auf dem verschlungenen Weg in die Moderne. Der weitaus größere Teil seiner Geschichte spielte sich an fernen Gestaden ab, auf der Mani und im Maghreb, an der südfranzösischen Küste, in Sardinien, aber auch in Florida und Australien. Man kann das als Odyssee tragisch deuten und nationalistisch verengen, wie es lange Zeit üblich war, aber man kann es auch als markanten Flucht- und Ausstrahlungspunkt begreifen, der uns die unvermeidliche Vermischung und Verwischung der Kulturen demonstriert, die am Anfang des modernen Europa stand. Sich in ihr zurechtzufinden, ohne die eigenen Selbstverständlichkeiten preiszugeben, ist ein zunehmend schwierigeres, aber unvermeidliches Geschäft geworden. Doch das ist nur der erste Teil der historischen Botschaft, die uns das Schicksal der griechischen

192 *Vergé-Franceschi*, Histoire de Corse, Bd. 2, 483.

193 Kriegergedenktafel in der römisch-katholischen Pfarrkirche von Cargèse.

194 Vgl. etwa: *Vergé-Franceschi*, Histoire de Corse, Bd. 2, 477. Eine Gesamtdarstellung der korsischen Festlandsmigration existiert meines Wissens nicht. Einen interessanten Einblick in die Identitätskonstruktion heutiger korsischer Migranten gibt die interviewgestützte soziologische Arbeit von: *Wanda Dressler*, Corse, le destin d'une île, Ajaccio 2007, bes. 187–210.

195 *Elissa Sobotta*, Autonomie im zentralistischen Frankreich – der Fall Korsika, Diplomarbeit München 2003.

196 *Natalie Zemon Davis*, Leo Africanus. Ein Reisender zwischen Orient und Okzident, Berlin 2008. Vgl. auch: *Charlie Galibert*, La Corse, une île et le monde. Essai ethno-historique sur l'insularité, Paris 2004, bes. 215–234.



Abb. 3: Auszug der Griechen von der Mani 1675 – Votivbild Chapelle des Grecs, Ajaccio, von 1732 (Foto: Lucie Mattei-Perrier, Cargèse)

Emigranten übermittelt. Ihr zweiter und wesentlich beruhigenderer lautet dahingehend, dass sich all diese verständlichen Aufgeregtheiten um die eigene ethnisch-kulturelle Identität über kurz oder lang ziemlich unspektakulär und anders, als man es erwartet, im Meer des Alltags auflösen.

In der Griechenkapelle von Ajaccio hing ein Votivgemälde von 1732,<sup>197</sup> das eine bewaffnete Marienprozession in der Landestracht zeigt, wie sie auf der Mani noch heute üblich ist (Abb. 3). Mit ihm dürfte sich für die Exulanten wie von selbst eine tiefere Bedeutung verbunden haben – der Auszug von der Mani unter dem Schutz und Schirm der Gottesmutter Maria und das stolze Bild, das man von sich bewahren wollte. Oder verhielt es sich doch eher so, wie es schon der aufgeklärte und von der zeitgenössischen griechischen Wirklichkeit enttäuschte klassische Archäologe William Gell 1823 ins mythische Reisebild gerückt hatte: „A Greek boat has always

<sup>197</sup> Heute befindet es sich im Musée Fesch in Ajaccio.

some old, obstinate, and ignorant monster on board, whose only merit consists in being unwilling to learn more than his grandfather knew before him; and his fears and idleness are among the most provoking impediments to the voyage.<sup>198</sup> Rückblickend fällt einem zu diesem Zwiespalt der mentalen Bewegungstradition noch ein anderer, etwas profanerer Grundzug des byzantinischen Glaubens ein, der auf ältere, mythologische Schichten zurückgeht – die Vorstellung von der Launenhaftigkeit des Glücks (tyche). So trug schon die 560 v. Chr., kurz nach der Gründung von Marseille von kleinasiatischen Griechen errichtete Kolonie Agde im Languedoc den hoffnungsvoll-skeptischen Namen Agathe Tyche, also „glückliche Fügung“.<sup>199</sup> „Immer und immer wieder, wenn vom Leben die Rede ist, ist zugleich die Rede von der Tücke des Glücks, von seiner Unbeständigkeit und Launenhaftigkeit, von Tyche und Moira.“<sup>200</sup> Es mag sein, dass diese ausgeprägte Schicksalsmetaphorik, die den Lauf der Welt wie ein großes Theater betrachtete, ihnen auf ihrem schweren, mit zahllosen Rückschlägen gepflasterten Exilweg einen gewissen Rückhalt bot. Und es gleicht fast einem Wunder, dass die vier Ikonen, die sie von der Mani mitgebracht und wie einen Schatz gehütet hatten, alle Stürme und Auseinandersetzungen des griechischen Exodus unbeschadet überstanden haben. Eine von ihnen stammt angeblich aus den Athosklöstern des 16. Jahrhunderts, eine andere zeigt Johannes den Täufer mit mächtigen Engelsschwingen in der Wüste und kann geradezu als Symbol für die rastlose Mobilität der griechischen Auswanderer und die damit verbundenen Hoffnungen und Entbehrungen gelesen werden. Doch selbst die großen Zugvögel müssen irgendwann einmal landen und zur Ruhe kommen.

198 *Gell*, Narrative of a Journey in the Morea, 309. Zur antikisierenden Grundhaltung der frühen Reisenden: *Suzanne Said*, The Mirage of Greek Continuity: On the Uses and Abuses of Analogy in Some Travel Narratives from the Seventeenth to the Eighteenth Century, in: William V. Harris (Hg.), Rethinking the Mediterranean, Oxford 2005, 268–293. Vgl. auch: *Efi Avdela*, Kulturelle Formation an der Peripherie. Die Erforschung der Griechen und ihrer Werte in den 1950er und 1960er Jahren, in: Frithjof Benjamin Schenk/Martina Winkler (Hg.), Der Süden. Neue Perspektiven auf eine europäische Geschichtsregion, Frankfurt – New York 2007, 127–147.

199 Vgl. etwa: *Roberto Bosi*, Magna Graecia. Die griechischen Städte in Spanien – Frankreich – Italien – Jugoslawien – Albanien, Freiburg – Basel – Wien 1982, 42f.; *Pedro Barceló/Juan José Ferrer*, Die Phokäer und die Iberische Halbinsel, in: Eckart Olshausen/Holger Sonnabend (Hg.), „Trojaner sind wir gewesen“ – Migrationen in der antiken Welt, Stuttgart 2006, 291–299.

200 *Beck*, Das byzantinische Jahrtausend, 271.